



Leseprobe

Brandon Sanderson
Der Pfad der Winde
Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 17,00 €



Seiten: 784

Erscheinungstermin: 13. Juni 2016

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Einst wurde die Sturmwelt Roschar von mächtigen Kriegern beherrscht, deren magische Schwerter über Leben und Tod entschieden. Doch seit der König von Alethkar ermordet wurde, sind die einflussreichsten Fürsten des Landes zerstritten, und das Reich droht im Chaos zu versinken. Dalinar, der Bruder des ermordeten Königs, träumt davon, das Königreich wieder zu vereinen. Ein Traum, den er nur verwirklichen kann, wenn er dem Geheimnis der magischen Klingen auf die Spur kommt. Ein Traum, dessen Erfüllung die dunklen Mächte, die den Tod von Dalinars Bruder zu verantworten haben, unbedingt verhindern wollen.



Autor

Brandon Sanderson

Brandon Sanderson, 1975 in Nebraska geboren, schreibt seit seiner Schulzeit fantastische Geschichten. Er studierte Englische Literatur und unterrichtet Kreatives Schreiben. Mit den »Sturmlicht-Chroniken«, seinem großen Epos um das Schicksal der Welt von Roschar, erobert er regelmäßig die internationalen Bestsellerlisten und begeistert auch in Deutschland viele Zehntausende Fans. Er wird bereits als der J. R. R. Tolkien des 21. Jahrhunderts gepriesen. Brandon Sanderson lebt mit seiner Familie in Provo, Utah.

Von Brandon Sanderson sind im
Wilhelm Heyne Verlag erschienen:

Die Seele des Königs

DIE STEELHEART-REIHE

Steelheart

Fireflight

Calamity

Mitosis

DIE STURMLICHT-CHRONIKEN

Der Weg der Könige

Der Pfad der Winde

Die Worte des Lichts

Die Stürme des Zorns

Der Ruf der Klängen

Die Splitter der Macht

Der Rhythmus des Krieges

Der Turm der Lichten

Die Tänzerin am Abgrund

MAGIC™: THE GATHERING

Die Kinder des Namenlosen

Für *Emily*,

*die so geduldig, so freundlich
und auch so wunderbar ist,
dass Worte es eigentlich gar nicht
beschreiben können.
Ich will es trotzdem versuchen.*

»Mutter, sieh dir das an«, sagte Tien. Die Strahlen des späten Nachmittags fielen durch das Fenster auf der windabgewandten Seite und badeten den Tisch in Licht. »Von dieser Seite aus glitzert der Stein rot, aber von der anderen Seite aus wirkt er grün.«

»Vielleicht ist er ja magisch«, sagte Hesina. Ein Langwurzelstück nach dem anderen landete im Eintopf, und jedes machte ein ganz eigenes Geräusch.

»Das muss es sein«, stimmte Tien zu. »Oder er hat ein Sprengsel. Leben Sprengsel auch in Steinen?«

»Sie leben in allem«, antwortete Hesina.

»Sie können nicht in *allem* leben«, wandte Kal ein und ließ eine Schale in den Eimer zu seinen Füßen fallen. Er warf einen Blick aus dem Fenster und betrachtete die Straße, die von dem Ort zum Haus des Stadtherrn führte.

»Doch«, sagte Hesina. »Sprengsel erscheinen, wenn sich etwas verändert – wenn Angst entsteht oder es zu regnen beginnt. Sie sind das Herz allen Wandels und daher auch das aller Dinge.«

»Diese Langwurzel«, sagte Kal und hielt sie misstrauisch hoch.

»Hat ein Sprengsel.«

»Und wenn ich sie entzweischneide?«

»Dann hat jedes Stück ein Sprengsel, aber ein kleineres.«

Kal runzelte die Stirn und betrachtete die lange Knolle. Langwurzeln wuchsen in Felsspalten, wo sich das Wasser sammelte. Sie schmeckten schwach nach Mineralien, waren aber einfach anzubauen. Seine Familie brauchte in diesen Tagen Nahrungsmittel, die nicht viel kosteten.

»Also essen wir Sprengsel«, sagte Kal geradeheraus.

»Nein«, entgegnete seine Mutter. »Wir essen die Wurzeln.«

»Weil wir es *müssen*«, fügte Tien mit einer Grimasse hinzu.

»Und die Sprengsel?«, bohrte Kal nach.

»Sie werden befreit. Sie kehren an den Ort zurück, wo die Sprengsel leben – wo immer das sein mag.«

»Habe ich ein Sprengsel?«, fragte Tien und schaute auf seine Brust.

»Du hast eine Seele, mein Lieber. Du bist ein Mensch. Aber die Teile deines Körpers könnten durchaus lebende Sprengsel besitzen. Allerdings sehr kleine.«

Tien kniff seine Haut, als wollte er die winzigen Sprengsel herauspulen.

»Mist«, sagte Kal plötzlich.

»Kal!«, fuhr ihn Hesina an. »So spricht man nicht beim Kochen!«

»Mist«, wiederholte Kal jedoch stur. »Hat er auch Sprengsel?«

»Ich vermute ja.«

»Mistsprengsel«, sagte Tien und kicherte.

Seine Mutter zerkleinerte weiterhin die Knollen. »Was sollen denn plötzlich all diese Fragen?«

Kal zuckte mit den Schultern. »Ich ... ich weiß nicht. Einfach so.«

In der letzten Zeit dachte er oft über die Welt nach – und wo sein Platz darin war. Die anderen Jungen in seinem Alter stellten sich solche Fragen nicht. Die meisten *wussten*, wie ihre Zukunft aussah. Sie würden auf den Feldern arbeiten.

Aber Kal konnte wählen. Und in den letzten Monaten hatte er seine Wahl getroffen. Er würde Soldat werden. Er war jetzt fünfzehn Jahre alt und konnte mit dem nächsten Anwerber gehen, der durch den Ort kam. Und genau das hatte er auch vor. Für ihn stand es fest. Er würde zu kämpfen lernen. Das war das Ende seiner Unschlüssigkeit.

Oder?

»Ich will verstehen«, sagte er. »Ich will, dass alles einen Sinn ergibt.«

Seine Mutter lächelte. Sie stand in ihrem braunen Arbeitskleid da und hatte das Haar zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden; der obere Teil war unter ihrem gelben Kopftuch verschwunden.

»Was ist los?«, wollte er wissen. »Warum lächelst du?«

»Du willst, dass alles einen Sinn ergibt?«

»Ja.«

»Wenn die Feuerer das nächste Mal durch den Ort kommen, um Gebete zu verbrennen und die Berufungen der Leute zu erheben, werde ich dir Bescheid geben.« Sie lächelte noch immer. »Aber bis dahin schälst du weiter Wurzeln.«

Kal seufzte, doch dann gehorchte er. Er blickte wieder aus dem Fenster und hätte vor Entsetzen beinahe die Knolle fallen lassen. Die Kutsche. Sie kam die Straße vom Herrenhaus herunter. Er spürte ein nervöses Zögern in sich. Er hatte geplant, er hatte nachgedacht, aber jetzt, da es so weit war, wollte er nur noch hier sitzen und weiterschälen. Bestimmt würde es noch eine andere Gelegenheit geben ...

Nein. Er stand auf und versuchte die Angst aus seiner Stimme herauszuhalten. »Ich muss mich waschen.« Er hielt seine krembedeckten Finger hoch.

»Du hättest die Wurzeln vorher abspülen sollen, so wie ich es dir gesagt habe«, bemerkte seine Mutter.

»Ich weiß«, sagte Kal. Klang sein Seufzer des Bedauerns echt genug? »Ich sollte sie jetzt alle gleichzeitig abspülen.«

Hesina sagte nichts, als er die drei verbliebenen Wurzeln nahm, den Raum durchquerte, mit klopfendem Herzen die Tür aufstieß und in das Abendlicht hinaustrat.

»Sieh mal«, sagte Tien hinter ihm. »Von dieser Seite aus ist er grün. Ich glaube nicht, dass es ein Sprengsel ist, Mutter. Es ist das Licht. Es verändert den Stein ...«

Die Tür schwang zu. Kal setzte die Knollen ab und rannte durch die Straßen von Herdstein. Er kam an Männern vorbei, die Holz hackten, an Frauen, die das Spülwasser ausschütteten, und an einer Gruppe von alten Männern, die auf einer Treppe saßen und in den Sonnenuntergang blickten. Er steckte die Hände in eine Regentonne, zog sie wieder heraus, schüttelte das Wasser ab und lief weiter. Er lief an Mabrow Schweineherders Haus vorbei, kam zum Dorfwasser, dem großen, in

den Fels geschnittenen Loch in der Mitte des Ortes, wo sich das Regenwasser sammelte, und rannte an dem Bruchwall vorbei, dem steilen Hang, gegen den das Dorf errichtet worden war – zum Schutz vor den Stürmen.

Hier fand er einen kleinen Hain aus Stumpfwichtbäumen. Sie waren knollenförmig und so groß wie ein Mensch. Ihre Blätter wuchsen nur an der windabgewandten Seite. Wie die Sprossen einer Leiter hingen sie auf der gesamten Länge des Baumes herab und bewegten sich leise im Wind. Als Kal sich ihnen näherte, drängten sich die großen, fahnenartigen Blätter eng an die Stämme und verursachten peitschende Geräusche dabei.

Kals Vater stand auf der anderen Seite und hatte die Hände hinter dem Rücken verschränkt. Er wartete dort, wo die Straße, die vom Herrenhaus herüberführte, eine Biegung nach Herdstein hinein machte. Lirin drehte sich ruckartig um und erkannte Kal. Er trug seine beste Kleidung: einen blauen Mantel, der an den Seiten wie der eines Hellauges geknöpft war. Aber er verdeckte zur Hälfte eine weiße Hose, die starke Anzeichen von Abnutzung zeigte. Dabei betrachtete er Kal durch seine Brille hindurch.

»Ich gehe mit dir«, platzte Kal heraus. »Hoch zum Herrenhaus.«

»Woher weißt du ...?«

»Jeder weiß es«, sagte Kal. »Glaubst du, es wird nicht darüber geredet, wenn Hellherr Roschone dich zum Abendessen einlädt? Ausgerechnet dich?«

Lirin wandte den Blick ab. »Ich habe deiner Mutter gesagt, sie solle dich beschäftigen.«

»Das hat sie auch versucht.« Kal grinste. »Ich werde vermutlich etwas zu hören bekommen, wenn sie die Langwurzeln vor der Tür findet.«

Darauf sagte Lirin nichts. Die Kutsche hielt nicht weit von ihm entfernt an; die Räder knirschten über den Stein.

»Das wird kein angenehmes Mahl, Kal«, sagte Lirin.

»Ich bin kein Dummkopf, Vater.« Als Hesina erfahren hatte, dass sie im Ort keine Arbeit mehr bekam ... Es gab schließlich einen guten Grund, warum sie Langwurzeln essen mussten. »Wenn du ihm gegenübertrittst, dann solltest du jemanden dabei haben, der dich unterstützt.«

»Und dieser Jemand bist du?«

»Ich bin so ziemlich alles, was du hast.«

Der Kutscher räusperte sich. Er stieg nicht ab, um die Tür zu öffnen, so wie er es für den Hellherrn Roschone tat.

Lirin sah Kal an.

»Wenn du mich zurückschickst, gehe ich«, sagte Kal.

»Nein. Komm mit, wenn du es unbedingt willst.« Lirin ging zur Kutsche und zog die Tür auf. Es war nicht das modische, vergoldete Gefährt, das Roschone benutzte. Dies hier war die zweite Kutsche, die ältere – eine braune. Kal kletterte hinein und spürte angesichts dieses kleinen Sieges eine Woge der Erregung – und ein gleiches Maß an Panik.

Sie würden Roschone gegenüberreten. Endlich.

Die Sitzbänke im Inneren waren erstaunlich; das rote Tuch, mit dem sie bespannt waren, fühlte sich weicher an als alles, worauf Kal jemals gesessen hatte. Als er Platz nahm, stellte er fest, dass der Sitz außergewöhnlich stark federte. Lirin setzte sich Kal gegenüber, zog die Tür zu, und der Kutscher schlug mit der Peitsche nach den Pferden. Das Gefährt wendete und ratterte die Straße zurück. Trotz der weichen Sitze wurde es doch eine schrecklich holprige Fahrt. Kals Zähne schlugen gegeneinander. Es war schlimmer, als in einem Karren zu fahren, auch wenn das vermutlich nur daran lag, dass die Kutsche so schnell war.

»Warum wolltest du nicht, dass wir davon erfahren?«, fragte Kal.

»Ich war mir noch gar nicht sicher, ob ich überhaupt gehen würde.«

»Was hättest du denn sonst tun können?«

»Wegziehen«, sagte Lirin. »Euch nach Kharbranth bringen, aus diesem Ort und diesem Königreich fliehen und dadurch Roschones Missgunst entkommen.«

Entsetzt kniff Kal die Augen zusammen. An eine solche Möglichkeit hatte er gar nicht gedacht. Plötzlich schien alles größer zu werden. Seine Zukunft veränderte sich, gestaltete sich um und nahm ein völlig anderes Aussehen an. Vater, Mutter, Tien – zusammen mit ihm. »Wirklich?«

Lirin nickte geistesabwesend. »Selbst wenn wir nicht nach Kharbranth gegangen wären – ich bin mir sicher, dass uns viele Alethi-Städte willkommen heißen hätten. Sie müssen mit ihren örtlichen Heilern auskommen, die den größten Teil ihrer Kenntnisse aus dem Aberglauben oder ihren gelegentlichen Arbeiten an einem verwundeten Chull beziehen. Wir könnten sogar nach Kholinar gehen. Ich bin erfahren genug, um dort als Arzthelfer zu arbeiten.«

»Warum gehen wir dann nicht? Warum sind wir noch nicht weg?«

Lirin sah aus dem Fenster. »Ich weiß nicht. Wir sollten tatsächlich wegziehen. Es wäre sinnvoll. Wir haben ja das Geld dazu. Und wir sind hier nicht erwünscht. Der Stadtherr hasst uns, die Menschen misstrauen uns, und der Sturmwater selbst scheint geneigt zu sein, uns fertigzumachen.« Was war es, das in Lirins Stimme lag? Bedauern?

»Ich habe einmal versucht zu gehen«, sagte Lirin sanfter. »Aber es spannt sich ein starkes Band zwischen der Heimat eines Menschen und seinem Herzen. Mir sind die Menschen hier nicht gleichgültig, Kal. Ich habe ihre Kinder zur Welt gebracht, ihre Knochen eingenenkt und ihre Wunden geheilt. In den letzten Jahren hast du das Schlimmste von ihnen zu sehen bekommen, aber davor gab es auch gute Zeiten.« Er drehte sich zu Kal um und faltete die Hände. Die Kutsche ratterte voran. »Sie gehören zu mir, mein Sohn. Und ich gehöre zu ihnen. Ich bin für sie verantwortlich, vor allem jetzt, da Wis-

tiow nicht mehr da ist. Ich kann sie doch nicht an Roschone ausliefern.«

»Obwohl ihnen *gefällt*, was er tut?«

»Besonders deswegen.« Lirin fasste sich an den Kopf. »Sturm-vater! Jetzt, wo ich es laut ausspreche, klingt es richtig dumm.«

»Nein. Ich verstehe schon. Das glaube ich jedenfalls.« Kal zuckte die Achseln. »Sie kommen ja noch immer zu uns, wenn sie verletzt sind. Zwar beschwerten sie sich darüber, dass es un-natürlich ist, einen Menschen aufzuschneiden, aber sie kom-men trotzdem. Ich habe mich immer gefragt, warum sie das tun.«

»Und – bist du zu einem Ergebnis gekommen?«

»Ein bisschen schon. Ich glaube, am Ende wollen sie lieber weiterleben und dich dafür noch ein paar Tage länger verfluchen. Das machen sie eben. So wie du sie heilst. Und sie haben dir Geld gegeben. Die Menschen sagen alles Mögliche, aber dort, wo sie ihre Kugeln hinlegen, ist ihr Herz.« Kal runzelte die Stirn. »Ich vermute, dass sie dich wirklich geschätzt haben.«

Lirin lächelte. »Weise Worte. Ich vergesse immer wieder, dass du schon fast ein Mann bist, Kal. Wann bist du eigentlich erwachsen geworden?«

In jener Nacht, als wir fast ausgeraubt worden wären, dachte Kal sofort. In jener Nacht, als du die Männer draußen beleuch-tet und gezeit hast, dass Tapferkeit nichts mit einem Speer zu tun hat, den man in der Schlacht festhält.

»In einer Hinsicht hast du allerdings unrecht«, sagte Lirin. »Du hast gesagt, dass sie mich geschätzt *haben*. Das tun sie doch noch immer. O ja, sie knurren zwar – das haben sie seit jeher getan. Aber sie bringen uns immer wieder Nahrungsmittel.«

»Wirklich?«, fragte Kal erstaunt.

»Was hätten wir denn sonst in den letzten vier Monaten essen sollen?«

»Aber ...«

»Sie haben Angst vor Roschone, und deshalb sprechen sie nicht darüber. Sie legen es für deine Mutter zurecht, wenn sie

saubergemacht hat, oder sie hinterlassen es in der Regentonne, wenn sie leer ist.«

»Sie haben versucht, uns auszurauben.«

»Das waren dieselben Männer, die uns das Essen geben.«

Kal dachte darüber nach, bis die Kutsche vor dem Herrenhaus anhielt. Es war lange her, seit er das große, zweistöckige Gebäude zum letzten Mal besucht hatte. Es trug so ein übliches, an der Sturmseite abfallendes Dach, das aber viel größer war als die Dächer der gewöhnlichen Häuser. Die Wände bestanden aus dickem weißem Stein, und auf der windabgewandten Seite befanden sich majestätische viereckige Säulen.

Würde er Laral hier antreffen? Manchmal schämte er sich, weil er nur noch so selten an sie dachte.

Der Vorgarten des Hauses wurde von einer niedrigen Steinmauer eingefasst, an der alle Arten von exotischen Pflanzen gediehen. Steinknospen säumten die Krone, und ihre Ranken hingen an der Mauer herab. Knollenartige Schieferborke wuchs in Büschen an der Innenseite und zeigte eine Vielzahl kräftiger Farben: Orange, Rot, Gelb und Blau. Einige Auswüchse wirkten wie Kleiderhaufen mit Falten, die sich wie Fächer spreizten. Andere sprossen gleich Hörnern hervor. Die meisten hatten Fortsätze, die im Wind wie Fäden schwankten. Hellherr Roschone schenkte seinem Besitz eine viel größere Aufmerksamkeit als sein Vorgänger.

Sie gingen auf das Haus zu und kamen dabei an gekalkten Säulen vorbei. Dann betraten sie das Innere durch die dicken hölzernen Sturmtüren. Die Eingangshalle hatte eine niedrige Decke; die Zirkonkugeln unter ihr tauchten sie in ein hellblaues Licht. Sie war mit Kunstkeramik geschmückt.

Ein großer Diener in einem langen schwarzen Mantel und mit einer purpurfarbenen Krawatte begrüßte sie. Es war Natir, der nun Haushofmeister war, nachdem Miliv gestorben war. Er stammte aus Dalilak, einer großen Küstenstadt im Norden.

Natir führte sie in einen Speisesaal mit einem langen Tisch aus dunklem Holz. Dort saß bereits Roschone. Er hatte an Gewicht zugelegt, aber nicht so sehr, dass man ihn als fett hätte bezeichnen können. Er trug noch immer diesen grau gesprenkelten Bart und hatte sich die Haare eingölt, die ihm bis auf den Kragen hingen. Er trug eine weiße Hose und eine enge rote Weste über einem weißen Hemd.

Er hatte bereits mit seinem Mahl begonnen, und die würzigen Düfte verursachten ein Knurren in Kals Magen. Wie lange war es her, seit er zum letzten Mal Schweinefleisch gegessen hatte? Fünf verschiedene Tunken standen auf dem Tisch, und Roschones Wein hatte eine tiefe, kristallartige Orangefärbung. Er aß allein; von Liral und seinem Sohn war nichts zu sehen.

Der Diener deutete auf einen kleinen Tisch, der in einem Raum neben dem Speisesaal aufgestellt war. Kals Vater warf einen Blick dorthin, ging dann zu Roschones Tisch und setzte sich daran. Roschone erstarrte, hatte den Spieß gerade auf halbem Weg zum Mund geführt, eine würzige braune Soße tropfte von dem Fleisch auf die Tischplatte vor ihm.

»Ich bin aus dem zweiten Nahn«, sagte Lirin, »und ich habe eine persönliche Einladung erhalten, mit Euch zu speisen. Gewiss befolgt Ihr die Rangordnung genau und werdet mir daher einen Platz an Eurem Tisch einräumen.«

Roschone biss die Zähne zusammen, machte aber keine Einwände. Kal holte tief Luft und setzte sich neben seinen Vater. Bevor er in den Krieg auf der Zerbrochenen Ebene zog, musste er es wissen. War sein Vater ein Feigling oder ein mutiger Mann?

Im Licht der Kugeln zu Hause war ihm Lirin immer als schwach erschienen. Er arbeitete in seinem Arztzimmer und achtete nicht darauf, was die Leute aus dem Ort über ihn sagten. Seinem Sohn hatte er verboten, mit dem Speer zu üben und in den Krieg zu ziehen. War das etwa nicht das Verhalten

eines Feiglings? Aber vor fünf Monaten hatte Kal bei diesem Mann einen Mut beobachtet, den er ihm niemals zugetraut hätte.

Und in dem ruhigen blauen Licht von Roschones Palast sah Lirin nun einem Mann in die Augen, der an Rang, Reichtum und Macht weit über ihm stand. Und er wich nicht zurück. Wie machte er das bloß? Kals Herz schlug wie unbändig. Er musste die Hände in den Schoß legen, damit er seine Nervosität nicht verriet.

Roschone winkte einem Diener zu, und nach kurzer Zeit waren Teller und Besteck an den Tisch des Stadtherrn gebracht. Am Rande des Saales war es dunkel. Es wirkte, als wäre Roschones Tisch eine erhellte Insel inmitten eines ausgedehnten schwarzen Meeres.

Fingerschalen mit Wasser standen auf dem Tisch, daneben lagen gestärkte weiße Servietten. Es war das Mahl eines Hellauges. Kal hatte nur selten so feine Speisen gekostet; er versuchte, sich nicht lächerlich zu machen, indem er zögernd einen Spieß ergriff und Roschone nachahmte. Er nahm sein Messer, um den untersten Teil des Fleisches abzuschneiden, dann hob er das Stück an den Mund und biss hinein. Das Fleisch war zart und herzhaft, aber die Gewürze waren schärfer, als er es gewöhnt war.

Lirin aß nicht. Er stützte die Ellbogen auf den Tisch und beobachtete den Hellherrn bei dessen Mahlzeit.

»Ich wollte dir die Möglichkeit geben, in Ruhe zu essen, bevor wir über ernstere Dinge sprechen«, sagte Roschone schließlich. »Aber du scheinst meine Großzügigkeit nicht annehmen zu wollen.«

»Nein.«

»Also gut«, sagte Roschone, während er ein Stück Flachbrot aus dem Korb nahm und es um seinen Spieß wickelte. Dann riss er mehrere Gemüsestücke gleichzeitig ab und aß sie zusammen mit dem Brot. »Dann sag mir, wie lange du dich mir -

deiner Meinung nach – noch widersetzen kannst. Deine Familie ist mittellos.«

»Es geht uns gut«, warf Kal ein.

Lirin sah ihn kurz an, tadelte ihn wegen seiner Bemerkung aber nicht. »Mein Sohn hat recht. Wir können gut leben. Und falls es eines Tages doch nicht mehr gehen sollte, dann werden wir fortziehen. Ich werde mich nicht Eurem Willen beugen, Roschone.«

»Wenn ihr geht«, sagte Roschone und hob den Finger, »dann werde ich mich mit deinem neuen Stadtherrn in Verbindung setzen und ihm von den Kugeln berichten, die du mir gestohlen hast.«

»Ich würde eine gerichtliche Untersuchung darüber unbeschadet überstehen. Außerdem genieße ich als Arzt und Chirurg wegen der meisten Anschuldigungen, die Ihr gegen mich vorbringen könnt, Immunität.« Das stimmte. Diejenigen Personen und deren Gehilfen, die in den Städten wichtige Funktionen für das Gemeinwohl ausübten, erhielten einen besonderen Schutz, sogar vor den Hellaugen. Die Vorin-Bürgerrechte waren so kompliziert, dass Kaladin sie noch immer nicht ganz begriffen hatte.

»Ja, du würdest einen solchen Prozess gewinnen«, sagte Roschone. »Du warst sehr gründlich und hast genau die richtigen Dokumente vorbereitet. Du warst als Einziger dabei, als Wistiow sie gestempelt hat. Seltsam, dass keine seiner Schreiberinnen zugegen war.«

»Die Schreiberinnen haben ihm die Dokumente vorgelesen.«

»Und dann sind sie aus dem Zimmer gegangen.«

»Weil Hellherr Wistiow es ihnen befohlen hatte. Sie haben das bezeugt, soweit ich weiß.«

Roschone zuckte die Achseln. »Ich brauche gar nicht zu beweisen, dass du die Kugeln gestohlen hast, Arzt. Ich muss einfach nur so weitermachen wie bisher. Ich weiß, dass deine Fa-

milie von Abfall lebt. Wie lange willst du sie noch um deines Stolzes willen leiden lassen?»

»Ihr könnt sie genauso wenig einschüchtern wie mich.«

»Ich will nicht wissen, ob ihr von mir eingeschüchtert seid. Ich will wissen, ob ihr verhungert.«

»Keineswegs«, erwiderte Lirin mit trockener Stimme. »Falls uns etwas zu essen fehlen sollte, können wir uns an der Aufmerksamkeit mästen, die Ihr uns schenkt, *Hellherr*. Wir spüren Eure Augen auf uns ruhen, wir hören das, was Ihr den Leuten im Ort zuflüstert. Da Ihr uns so eingehend beobachtet, könnte man auf den Gedanken kommen, dass *Ihr* derjenige seid, der eingeschüchtert ist.«

Roschone schwieg. Den Spieß hielt er schlaff in der Hand, während er die strahlend grünen Augen zusammenkniff und die Lippen schürzte. Kal musste sich zusammenreißen, damit er unter diesem missbilligenden Blick nicht immer kleiner wurde. Hellaugen wie Roschone verbreiteten eine Aura der Herrschergewalt.

Er ist kein richtiges Hellauge. Er ist ein Zurückgewiesener. Bald werde ich richtige sehen. Ehrenmänner.

Lirin hielt Roschones Blick stand. »Jeder Monat, den wir Widerstand leisten, ist ein Schlag gegen Eure Autorität. Ihr könnt mich nicht verhaften lassen, denn ich würde den Prozess gewinnen. Ihr habt versucht, andere Leute gegen mich aufzubringen, aber tief in ihrem Innern wissen sie, dass sie mich brauchen.«

Roschone beugte sich vor. »Ich mag eure kleine Stadt nicht.«

Lirin runzelte die Stirn, als er diese seltsame Antwort hörte.

»Ich mag es nicht, wie ein Verbannter behandelt zu werden«, fuhr Roschone fort. »Und es gefällt mir auch nicht, so weit weg von allem, was wichtig ist, zu leben. Und vor allem mag ich keine Dunkelaugen, die sich über ihren Rang zu erheben versuchen.«

»Es fällt mir schwer, Mitleid mit Euch zu empfinden.«

Roschone schnaubte verächtlich. Er schaute auf sein Mahl, als hätte es plötzlich jeden Geschmack verloren. »Also gut. Wir sollten eine ... Übereinkunft treffen. Ich nehme neun Zehntel der Kugeln, und du kannst den Rest behalten.«

Entrüstet stand Kal auf. »Mein Vater wird niemals ...«

»Kal«, unterbrach ihn Lirin, »ich kann für mich selbst sprechen.«

»Aber du wirst diesen Handel doch nicht eingehen!«

Lirin antwortete nicht sofort. »Geh in die Küche, Kal«, sagte er schließlich. »Frag nach, ob man dort etwas zu essen für dich hat, das dir besser schmeckt.«

»Vater, nein ...«

»Geh, Sohn«, sagte Lirin mit fester Stimme.

Konnte das wahr sein? Würde sein Vater nach alledem einfach *kapitulieren*? Kal spürte, wie sein Gesicht rot anlief, und er floh aus dem Speisesaal. Er kannte ja den Weg in die Küche. Dort hatte er als Kind oft mit Lalarl gegessen.

Er ging nicht, weil es ihm befohlen worden war, sondern weil er nicht wollte, dass sein Vater oder Roschone seine Gefühle bemerkten. Er schämte sich, weil er Roschone hatte bloßstellen wollen, während sein Vater plante, ein Abkommen mit ihm zu treffen. Er fühlte sich gedemütigt, weil sein Vater ein solches Abkommen in Erwägung zog, und er war enttäuscht, weil er weggeschickt worden war. Es demütigte Kal noch weiter, als er feststellen musste, dass er weinte. Er ging an einigen von Roschones Haussoldaten vorbei, die neben der Tür standen und von einer Öllampe mit niedrigem Docht nur schwach beleuchtet wurden. Ihre großen Gesichter waren bernsteinfarben.

Kal hastete an ihnen vorbei und umrundete eine Ecke, bevor er sich in einem Alkoven ausruhte und mit seinen Gefühlen kämpfte. In dieser Nische stand auf einem Postament eine Rankenknospe, die für Innenräume gezüchtet worden war und ihre Schale immer offen hielt. Aus ihr wuchsen einige

kegelförmige Blumen heraus. Eine Lampe an der Wand verbreitete schwaches, gedrosseltes Licht. Dies waren die Hinterzimmer des Herrenhauses, die sich in der Nähe der Dienerquartiere befanden, und hier wurden keine Kugeln als Leuchtmittel verwendet.

Kal lehnte sich zurück und atmete tief ein und aus. Er fühlte sich wie einer der zehn Narren – insbesondere wie Cabine, der sich wie ein Kind verhielt, obwohl er ein Erwachsener war. Wie sollte er Lirins Verhalten denn beurteilen?

Er wischte sich die Augen, ging weiter und betrat die Küche. Roschone hatte Wistiows Küchenmeister behalten. Barm war ein schlanker, großer Mann mit dunklem Haar, das er zu einem Zopf geflochten trug. Er ging an der Anrichte vorbei, gab seinen Küchendienern verschiedene Anweisungen, und einige Parscher kamen durch die Hintertür herein und brachten Kisten mit Nahrungsmitteln. Barm trug einen langen Metalllöffel, mit dem er jedes Mal, wenn er einen Befehl erteilte, gegen einen Topf oder eine Pfanne schlug, die in der Nähe von der Decke hingen.

Er schenkte Kal nur einen kurzen Blick aus seinen braunen Augen und trug einem seiner Diener auf, etwas Flachbrot und Fruchtreis zu holen. Das war ein Kinderessen. Kal fühlte sich noch beschämter, weil Barm sofort erraten hatte, warum er in die Küche geschickt worden war.

Kal ging zu der Essecke und wartete auf das Mahl. Er befand sich nun in einem gekalkten Alkoven, in dem ein Tisch mit Schieferplatte stand. Er setzte sich, stützte sich mit den Ellbogen auf dem Schiefer ab und legte den Kopf in die Hände.

Warum machte ihn der Gedanke so wütend, dass sein Vater den größten Teil der Kugeln im Austausch für Sicherheit weggeben könnte? Wenn das geschah, dann würde nicht mehr genug für Kal übrig bleiben, sodass er nicht nach Kharbranth gehen konnte. Aber er hatte sich entschieden, Soldat zu werden. Also war es egal. Oder?

Ich werde in die Armee eintreten, dachte Kal. Ich werde weglaufen und ...

Doch plötzlich erschien ihm dieser Traum – dieser Plan – unsagbar kindisch. Er passte eher zu einem Jungen, der es verdient hatte, Fruchtspeisen zu essen und weggeschickt zu werden, wenn die Erwachsenen über wichtige Dinge redeten. Zum ersten Mal machte ihn der Gedanke, keine Ausbildung durch die Ärzte von Kharbranth zu bekommen, zutiefst traurig.

Die Tür zur Küche flog auf. Roschones Sohn Rillir stürmte herein und plauderte dabei mit einer Person hinter ihm: »... keine Ahnung, warum Vater darauf beharrt, dass hier alles immer so düster ist. Öllampen in den Gängen! Könnte es etwas Provinzielleres geben? Es würde ihm wirklich gut tun, wenn ich ihn auf die Jagd mitschleifen könnte. Wir könnten unsere Stellung in diesem hinterweltlerischen Ort doch für irgendwas Gutes einsetzen.«

Da bemerkte Rillir Kal und ging an ihm vorbei, wie man an einem Schemel oder einem Weinregal vorbeigeht: Man bemerkt es, beachtet es aber nicht weiter.

Kals Blick war auf die Person gerichtet, die Rillir folgte. Es war Lalar, Wistiows Tochter.

So vieles hatte sich verändert. Es war schon so lange her, und als er sie jetzt sah, kamen alte Gefühle in ihm hoch. Scham. Erregung. Wusste sie, dass seine Eltern gehofft hatten, sie mit Kal verheiraten zu können? Allein der Umstand, dass er sie jetzt sah, brachte ihn in die höchste Verlegenheit. Aber nein. Sein Vater war in der Lage, Roschone in die Augen zu sehen. Er konnte doch dasselbe mit ihr tun.

Kal stand auf und nickte ihr zu. Sie sah ihn an, errötete schwach und kam mit einem alten Kindermädchen im Schlepptau herbei – einer Anstandsdame.

Was war mit der Lalar geschehen, die er gekannt hatte – jenem Mädchen mit gelbem und schwarzem Haar, das gern auf Felsen kletterte und durch die Felder lief? Nun war sie in

gelbe Seide eingehüllt, die zu dem glatten Kleid einer hell-
äugigen Frau genäht worden war – und sie hatte die Haare
schwarz gefärbt, um die helle Farbe darin zu verbergen. Die
linke Hand hatte sie schicklich in ihrem Ärmel versteckt.
Laral sah tatsächlich wie ein Hellauge aus.

Wistiows Vermögen – zumindest das, was noch davon übrig
war – war auf sie übergegangen. Roschone hatte die Macht
über Herdstein erlangt und das Haus sowie das angrenzende
Land erhalten. Hochprinz Sadeas hatte Laral dafür eine Mit-
gift gegeben.

»Du«, sagte Rillir mit glattem städtischem Akzent und nickte
Kal zu. »Sei ein guter Junge und hol uns was zu essen. Wir
speisen hier in diesem Winkel.«

»Ich bin kein Küchendiener.«

»Nein?«

Kal errötete.

»Wenn du ein Trinkgeld oder eine Belohnung dafür erwar-
test, dass du mir mein Essen holst ...«

»Ich bin kein ... ich meine ...« Kal sah Laral an. »Sag es ihm,
Laral.«

Sie wandte den Blick ab. »Na los, Junge. Tu, was man dir be-
fohlen hat. Wir sind hungrig.«

Kal starrte sie mit offenem Mund an, dann errötete er noch
stärker. »Ich ... ich werde euch gar nichts holen!«, brachte er
schließlich heraus. »Egal wie viele Kugeln ihr mir dafür auch
bietet. Ich bin kein Botenjunge, sondern Arzt.«

»Ach, du bist der Sohn von *dem da*.«

»Ja, das bin ich«, sagte Kal und war erstaunt, wie stolz er
sich bei diesen Worten fühlte. »Ich lasse mich nicht von dir
herumjagen, Rillir Roschone. Genauso wenig, wie sich mein
Vater von deinem Vater herumscheuchen lässt.«

Es sei denn, sie treffen jetzt gerade ein Abkommen ...

»Vater hatte gar nicht erwähnt, wie lustig du bist«, sagte Ril-
lir und lehnte sich gegen die Wand. Da schien er nicht nur

zwei, sondern zehn Jahre älter zu sein als Kal. »Du findest es also beschämend, einem Mann sein Essen zu holen? Bist du etwas Besseres als das Küchenpersonal?«

»Nein. Es ist bloß nicht meine Berufung.«

»Und was ist deine Berufung?«

»Menschen zu heilen, die krank sind.«

»Wenn ich nicht esse, werde ich doch krank, oder etwa nicht? Sollte es daher nicht deine Pflicht sein, mich bei Kräften zu halten?«

Kal runzelte die Stirn. »Das ... das ist nicht dasselbe.«

»Ich betrachte es als etwas sehr Ähnliches.«

»Warum holst du dir dein Essen nicht einfach selbst?«

»Das ist nicht meine Berufung.«

»Und was ist deine Berufung?«, gab Kal zurück und richtete damit die Worte des jungen Mannes gegen diesen selbst.

»Stadterbe zu sein«, gab Rillir zurück. »Meine Pflicht ist es, zu führen und dafür zu sorgen, dass die Arbeit getan wird und die Menschen etwas Sinnvolles zu tun haben. Und deshalb betraue ich müßige Dunkelaugen mit wichtigen Aufgaben, damit sie sich nützlich machen können.«

Kal zögerte und wurde immer wütender.

»Da siehst du, wie dieser kleine Verstand funktioniert«, sagte Rillir zu Lalar. »Wie ein erlöschendes Feuer, das seinen geringen Vorrat an Brennstoff schnell verzehrt und dabei Rauch ausstößt. Ah, sieh mal, sein Gesicht wird wegen der Hitze schon ganz rot.«

»Rillir, bitte«, sagte Lalar und legte ihm die Hand auf den Arm.

Rillir sah sie kurz an und rollte dann mit den Augen. »Du bist ja ganz genauso provinziell, wie es mein Vater manchmal ist, meine Liebe.« Er richtete sich auf und führte sie mit einem resignierten Blick an dem Alkoven vorbei bis in die Küchenmitte.

Kal setzte sich mit heftigen Bewegungen und schlug sich dabei die Knie an der Bank an. Ein Diener brachte ihm sein

Essen und stellte es auf den Tisch, doch das erinnerte Kal nur an sein kindliches Verhalten. Deshalb wollte er nicht essen; er starrte den Teller an, bis sein Vater plötzlich in die Küche kam. Rillir und Laral waren inzwischen verschwunden.

Lirin trat zum Alkoven und betrachtete Kal. »Du hast nichts gegessen.«

Kal schüttelte den Kopf.

»Das hättest du aber tun sollen. Es ist kostenlos. Komm.«

Schweigend verließen sie das Herrenhaus und gingen in die dunkle Nacht hinaus. Die Kutsche wartete auf sie, und bald saß Kal wieder in dem plüschigen Abteil, während sein Vater ihm gegenüber Platz genommen hatte. Der Kutscher kletterte auf den Bock, das Gefährt erzitterte dabei, und dann trieb er die Pferde mit der Peitsche an.

»Ich will Arzt werden«, sagte Kal plötzlich.

Die Miene seines Vaters, dessen Gesicht im Schatten verborgen war, erschien nun undeutbar. Aber als er sprach, klang er verwirrt. »Das weiß ich, mein Sohn.«

»Nein. Ich will Arzt werden. Ich will nicht mehr weglaufen und in die Armee eintreten.«

Schweigen in der Dunkelheit.

»Hast du ernsthaft darüber nachgedacht?«, fragte Lirin.

»Ja«, gab Kal zu. »Es war kindisch. Aber ich habe beschlossen, stattdessen Medizin zu studieren.«

»Warum? Was hat diese Meinungsänderung in dir bewirkt?«

»Ich muss wissen, wie *sie* denken«, sagte Kal und deutete mit dem Kopf auf das Herrenhaus. »Sie haben gelernt, in verklausulierten Sätzen zu sprechen, und ich muss in der Lage sein, mich ihnen entgegenzustellen und genauso reden zu können wie sie. Ich will nicht einknicken wie ...« Er zögerte.

»Wie ich?«, fragte Lirin mit einem Seufzer.

Kal biss sich auf die Lippe, doch er musste es einfach fragen. »Wie viele Kugeln hast du ihm gegeben? Haben wir noch genug, um nach Kharbranth gehen zu können?«

»Ich habe ihm gar nichts gegeben.«

»Aber ...«

»Roschone und ich haben eine Weile über die Höhe der Summe gestritten. Dann habe ich so getan, als könnte ich mich nicht mehr beherrschen und bin gegangen.«

»So getan?«, fragte Kal verwirrt.

Sein Vater beugte sich vor und flüsterte, damit ihn der Kutscher nicht hören konnte. Doch wegen des Klapperns und Knirschens der Kutsche bestand diese Gefahr ohnehin kaum. »Er muss glauben, dass ich bereit bin, mich ihm zu beugen. Die heutige Zusammenkunft sollte den Anschein erwecken, ich sei verzweifelt. Zuerst heftige Gegenwehr, dann Enttäuschung, damit er glaubt, er habe mich in der Tasche. Und schließlich Rückzug. In ein paar Monaten wird er mich wieder einladen, nachdem er mich seiner Meinung nach hat *schwitzen* lassen.«

»Aber du wirst nicht einknicken, oder?«, flüsterte Kal zurück.

»Nein. Wenn ich ihm auch nur eine einzige Kugel gebe, will er den ganzen Rest haben. Dieses Land erzeugt nicht mehr so viel Reichtum wie früher, und Roschone ist fast bankrott, weil er einige politische Schlachten verloren hat. Ich weiß noch nicht, welcher Großprinz ihn hierhergeschickt hat, um uns zu quälen, aber ich wünschte, ich wäre für ein paar Minuten mit ihm allein in einer dunklen Kammer ...«

Die Leidenschaft, mit der Lirin die letzten Worte ausgesprochen hatte, schockierte Kal. Nie zuvor hatte sein Vater so offen mit Gewalt gedroht.

»Warum willst du das alles durchmachen?«, fragte Kal leise. »Du hast gesagt, dass wir uns ihm widersetzen können. Mutter glaubt das auch. Wir haben zwar nicht viel zu essen, aber wir werden nicht verhungern.«

Sein Vater antwortete nichts darauf, wirkte aber beunruhigt.

»Du musst ihn glauben machen, dass wir aufgeben«, sagte Kal. »Oder dass wir kurz davorstehen. Dann wird er nicht mehr versuchen, uns fertigzumachen. Er wird ein Abkommen mit uns treffen wollen und nicht ...«

Kal erstarrte. Er erkannte etwas Unvertrautes im Blick seines Vaters. Etwas wie Schuld. Plötzlich ergab alles einen Sinn. Einen kalten, schrecklichen Sinn.

»Sturmwater«, flüsterte Kal. »Du hast die Kugeln tatsächlich gestohlen, oder?«

Sein Vater saß schweigend in der alten, holprigen Kutsche; die Schatten ließen ihn schwarz erscheinen.

»Deswegen warst du so nervös, als Wistiow gestorben ist«, fuhr Kal fort. »Das Trinken, die Sorgen ... Du bist ein Dieb! Wir sind eine Familie von Dieben.«

Die Kutsche fuhr durch eine Kurve, und das violette Licht von Salas beleuchtete Lirins Gesicht. Aus diesem Blickwinkel heraus sah er nicht mehr halb so unheilvoll aus – eher wirkte er zerbrechlich. Er faltete die Hände vor sich, und in seinen Augen spiegelte sich das Mondlicht. »Wistiow war während der letzten Tage nicht mehr bei klarem Verstand, Kal«, flüsterte er. »Ich wusste, dass wir mit seinem Tod das Versprechen einer Verbindung mit seiner Familie verlören. Lalar war noch nicht volljährig, und der neue Stadtherr würde es nicht zulassen, dass ein Dunkelauge ihr Erbe durch eine Heirat an sich bringt.«

»Also hast du ihn *ausgeraubt*?« Kal sank in sich zusammen.

»Ich habe dafür gesorgt, dass seine Versprechen eingehalten werden. Ich musste doch etwas unternehmen. Ich konnte mich nicht auf die Großzügigkeit des neuen Stadtherrn verlassen. Und das war auch klug, wie du inzwischen bemerkt haben wirst.«

Die ganze Zeit hindurch hatte Kal angenommen, dass Roschone sie nur aus bösem Willen und Gehässigkeit verfolgte. Aber nun stellte sich heraus, dass er durchaus *im Recht* war. »Ich kann das einfach nicht glauben.«

»Ändert es denn so viel?«, flüsterte Lirin. Sein Gesicht wirkte in dem schwachen Licht unheimlich. »Was ist jetzt anders als vorher?«

»Alles.«

»Und nichts. Roschone will die Kugeln noch immer haben, und sie stehen uns noch immer zu. Wenn Wistiow im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte gewesen wäre, hätte er sie uns gegeben. Dessen bin ich mir sicher.«

»Aber er hat es nicht getan.«

»Nein.«

Alles war wie vorher und doch ganz anders. Ein Schritt, die Welt hatte sich gedreht und stand nun kopf. Der Schurke war zum Helden geworden und der Held zum Schurken. »Ich ...«, sagte Kal. »Ich habe keine Ahnung, ob das, was du getan hast, nun unglaublich mutig oder unfassbar feige war.«

Lirin seufzte. »Ich weiß, wie du dich fühlst.« Er lehnte sich zurück. »Bitte sag Tien nichts von dem, was wir getan haben.« Was *wir* getan haben. Kals Mutter hatte ihm geholfen. »Wenn du älter bist, wirst du es verstehen.«

»Vielleicht«, meinte Kal und schüttelte den Kopf. »Aber eine Sache hat sich nicht verändert. Ich will nach Kharbranth gehen.«

»Mit den gestohlenen Kugeln?«

»Ich werde einen Weg finden, sie zurückzuzahlen. Nicht an Roschone, aber an Lalar.«

»Sie wird bald eine Roschone sein«, sagte Lirin. »Sie wird mit Rillir verlobt sein, noch bevor das Jahr vorbei ist. Roschone wird sie nicht mehr aus den Fingern lassen, jetzt wo er in Kholinar seinen politischen Einfluss verloren hat. Lalar ist eine der wenigen Möglichkeiten für seinen Sohn, eine Verbindung mit einem guten Haus einzugehen.«

Bei der Erwähnung von Lalar drehte sich Kals Magen um. »Ich muss lernen. Vielleicht kann ich ...«

Was?, dachte er. *Zurückkommen und sie davon überzeugen, dass sie Rillir für mich verlassen soll? Lächerlich.*

Plötzlich hob er den Blick und sah seinen Vater an, der den Kopf geneigt hatte und sorgenvoll aussah. Er *war* ein Held. Und gleichzeitig ein Schurke. Aber für seine Familie war er ein Held. »Ich werde es Tien nicht sagen«, versprach Kal leise. »Und ich werde die Kugeln benutzen, um nach Kharbranth zu reisen und zu studieren.«

Sein Vater schaute auf.

»Ich will lernen, den Hellaugen gegenüberzutreten, so wie du es tust«, sagte Kal. »Sie alle können mich zum Narren halten, wenn sie es wollen. Ich werde lernen, wie sie zu reden und wie sie zu denken.«

»Du sollst lernen, damit du den Menschen helfen kannst, mein Sohn, und nicht damit du dich an den Hellaugen rächst.«

»Ich glaube, ich werde beides tun. Falls ich lernen kann, schlaue genug dafür zu sein.«

Lirin schnaubte verächtlich. »Du bist schon sehr schlau, mein Sohn. Du hast genug von deiner Mutter in dir, um ein Hellauge erfolgreich zu beschwatzen. Die Universität wird dir zeigen, wie du es genau anstellen musst.«

»Ich will damit anfangen, dass ich meinen vollen Namen benutze«, erwiderte er und überraschte sich selbst damit. »Kaladin.« Das war der Name eines Mannes. Es hatte ihm nie gefallen, dass er sich wie der Name eines Hellauges anhörte, aber jetzt schien er genau zu passen.

Er war kein dunkeläugiger Bauer, aber er war auch kein helläugiger Herr, sondern irgendetwas dazwischen. Kal war ein Kind gewesen, das darum in die Armee hatte eintreten wollen, weil das auch die anderen Jungen wollten. Kaladin hingegen würde ein Mann sein, der sowohl Medizin als auch die Lebensweise der Hellaugen studierte. Und eines Tages würde er in seine Heimatstadt zurückkehren und Roschone, Rillir und auch Lalar beweisen, dass es falsch gewesen war, ihn als unbedeutend abzutun.

»Also gut«, sagte Lirin. »Kaladin.«

dafür sorgen, dass der Patient keine anstrengenden Tätigkeiten unternimmt.

Gelegentlich öffnete er die Augen und sah einen dunklen Raum. Es war kalt, die Wände bestanden aus Stein, und das Dach befand sich hoch über ihm. Andere Personen lagen in einer Reihe nebeneinander, von Laken bedeckt. Leichen. Es waren Leichen. Dies hier war ein Lagerhaus, wo sie zum Verkauf ausgelegt waren.

Wer kaufte Leichen?

Großprinz Sadeas. Er kaufte Leichen. Sie gingen noch aufrecht, nachdem er sie gekauft hatte, aber sie waren schon Leichen. Die Dummen weigerten sich, das hinzunehmen und taten so, als lebten sie noch.

Risswunden an Gesicht, Armen und Brust. Äußere Hautschichten an verschiedenen Stellen abgezogen. Ursache ist langes Hängen im Großsturm. Verwundete Bereiche verbinden und Denocax-Salbe auftragen, um das Wachstum neuer Haut zu fördern.

Die Zeit verging. Viel Zeit. Er sollte doch tot sein. Warum war er nicht tot? Er wollte sich zurücklehnen und es geschehen lassen.

Aber nein. *Nein.* Er hatte bei Tien versagt. Er hatte bei Goshel versagt. Er hatte bei seinen Eltern versagt. Er hatte bei Dallet versagt. Der liebe, arme Dallet.

Bei Brücke Vier würde er nicht versagen! Er würde *nicht* ...

Unterkühlung, verursacht durch extreme Kälte. Patient wärmen und ihn zwingen, in sitzender Haltung zu bleiben. Darf nicht schlafen. Wenn er ein paar Stunden überlebt, wird er vermutlich keine bleibenden Schäden davontragen.

Wenn er ein paar Stunden überlebt ...

Brückenmänner sollen nicht überleben.

Warum hatte Lamaril das gesagt? Welche Armee stellte denn Männer ein, die sterben sollten?

Sein Blickwinkel war zu eng gewesen. Er musste die Ziele der Armee verstehen. Entsetzt hatte er dem Fortgang der Schlacht zugesehen. Was hatte er getan?

Er musste zurückgehen und es ändern. Aber nein. Er war verwundet, oder? Er blutete auf den Boden. Er war einer der gefallenen Speermänner. Er war ein Brückenmann von Brücke Zwei, verraten von diesen Narren in Brücke Vier, die die Aufmerksamkeit der Bogenschützen von sich abgelenkt hatten.

Wie konnten sie es wagen? *Wie konnten sie es wagen?*

Wie können sie es wagen zu überleben, indem sie mich umbringen?

Überdehnte Sehnen, zerrissenes Muskelgewebe, angebrochene und gebrochene Knochen und tiefe Wunden, verursacht durch extreme Bedingungen. Erzwungene Bettruhe ist unter allen Umständen erforderlich. Suchen nach großen und nicht zurückgehenden Quetschungen oder blassen Stellen, hervorgerufen durch innere Blutungen. Sie können lebensbedrohend sein. Auf mögliche Operation vorbereitet sein.

Er sah die Todessprengsel. Sie waren faustgroß und schwarz, hatten viele Beine und rot glühende Augen und sandten Streifen aus brennendem Licht in die Luft. Sie drängten sich um ihn herum und huschten hierhin und dorthin. Ihre Stimmen glichen einem Flüstern; es klang, als werde dünnes Papier zerrissen. Sie ängstigten ihn, aber er konnte ihnen nicht entkommen. Er vermochte sich kaum zu bewegen.

Nur die Sterbenden sahen die Todessprengsel. Man sah sie, dann starb man. Nur sehr, sehr wenige Glückliche lebten danach weiter. Die Todessprengsel wussten, wann das Ende nahe war.

Blasen an Fingern und Zehen, verursacht durch Erfrierungen. Desinfektionsmittel auf alle aufplatzenden Blasen streichen. Die natürlichen Heilkräfte des Körpers unterstützen. Dauerhafte Schäden sind unwahrscheinlich.

Vor den Todessprengseln stand eine winzige Lichtgestalt. Sie war nicht mehr so durchscheinend, wie sie Kaladin bisher erschienen war, sondern aus reinem, weißem Licht. Das sanfte weibliche Gesicht war nun kantiger geworden. Edler, wie das eines Kriegers aus vergangenen Zeiten. Keineswegs mehr kind-

lich. Sie stand auf seiner Brust Wache und hielt ein Schwert aus Licht in den winzigen Händen.

Dieses Strahlen war so rein, so süß. Es schien das Glühen des Lebens zu sein. Wann immer ihm eines der Todessprengsel zu nahe kam, schoss sie darauf zu und schwang ihre strahlende Klinge.

Das Licht wehrte sie ab.

Aber es waren viele Todessprengsel. Immer wenn sein Blick wieder klar genug geworden war, waren es schon mehr geworden.

Ernste Halluzinationen, verursacht durch Kopfverletzungen. Patient muss unter Beobachtung bleiben. Alkoholgenuss verboten. Ruhe muss erzwungen werden. Lotborke verabreichen, damit Hirnschwellungen zurückgehen. Feuermoos kann in Extremfällen angewendet werden, der Patient darf aber nicht davon abhängig werden.

Wenn Medikamente nicht helfen, mag eine Schädeltrepanation nötig werden, um den Druck zu senken.

Oft tödlich.



Am Mittag betrat Teft die Baracke. Das Eintreten in die Schatten war wie das Hineinschlüpfen in eine Höhle. Er blickte nach links, wo für gewöhnlich die anderen Verwundeten schliefen. Im Augenblick waren sie aber alle draußen und genossen die Sonne. Allen fünf ging es gut, sogar Leyten.

Teft ging an den aufgerollten Laken am Rande des Raumes vorbei zum hinteren Teil, in dem Kaladin lag.

Armer Kerl, dachte Teft. Was ist wohl schlimmer: dem Tode nahe zu sein oder hier hinten ohne Licht zu liegen? Aber es war nötig. Brücke Vier spielte ein gefährliches Spiel. Es war ihnen erlaubt worden, Kaladin abzuschneiden, und bisher hatte ihnen niemand verboten, sich um ihn zu kümmern. Fast die gesamte Armee hatte gehört, wie Sadeas Kaladin dem Gericht des Sturmaters übergeben hatte.

Gaz war gekommen, hatte sich Kaladin angesehen und in sich hineingekichert. Vermutlich hatte er seinen Vorgesetzten gesagt, dass Kaladin sterben würde. Mit solchen Wunden konnte kein Mensch lange überleben.

Aber Kaladin hielt durch. Vom Holzplatz her kamen ungewöhnlich oft Soldaten und warfen einen Blick in die Baracke. Es war unglaublich, dass er noch lebte. Die Leute im Lager redeten darüber. Er war dem Sturmwater übergeben und von ihm verschont worden. Ein Wunder. Das würde Sadeas nicht gefallen. Wie lange würde es dauern, bis eines der Hellaugen beschloss, seinen Hellherrn von diesem Problem zu erlösen? Sadeas konnte offiziell nichts unternehmen – nicht ohne seine Glaubwürdigkeit zu verlieren –, aber ein heimliches Vergiften oder Erstickten würde ihn aus seiner unangenehmen Lage befreien.

Also schirmte Brücke Vier Kaladin so weit wie möglich von neugierigen Blicken ab. Und es war immer jemand bei Kaladin. Immer.

Was für ein Sturmkerl, dachte Teft, als er neben dem fiebernden Kaladin niederkniete, der auf einem zerwühlten Laken lag. Er hatte die Augen geschlossen, sein Gesicht glänzte vor Schweiß, und der Körper war mit einer beängstigenden Menge von Verbänden umwickelt. Die meisten wiesen rote Flecken auf. Sie hatten nicht genug Geld, um die Verbände oft zu wechseln.

Narb hielt gerade Wache. Der kleine Mann mit dem kantigen Gesicht saß zu Kaladins Füßen.

»Wie geht es ihm?«, fragte Teft.

Narb antwortete leise: »Es scheint schlimmer zu werden, Teft. Ich habe gehört, wie er etwas von dunklen Gestalten gemurmelt hat. Er hat um sich geschlagen und ihnen befohlen, fortzugehen. Dann hat er die Augen geöffnet. Er hat mich nicht gesehen, aber *irgendetwas* hat er gesehen. Das schwöre ich.«

Todessprengsel, dachte Teft, und es lief ihm kalt den Rücken herunter. *Kelek möge uns beschützen.*

»Ich übernehme«, sagte Teft und setzte sich. »Hol dir was zu essen.«

Narb stand auf, er war blass. Es würde die Männer vernichten, wenn Kaladin zwar den Großsturm überlebt hatte, dann aber an den Wunden starb. Narb schlurfte mit gesenkten Schultern aus dem Raum.

Teft sah Kaladin lange an und versuchte seine Gedanken und Gefühle zu sammeln. »Warum jetzt?«, flüsterte er. »Warum hier? Nachdem so viele Ausschau gehalten und gewartet haben, kommst du ausgerechnet hierher?«

Aber Teft war natürlich etwas vorschnell. Er *wusste* es nicht mit Gewissheit. Er hatte nur Vermutungen und Hoffnungen. Nein, keine Hoffnungen, sondern *Ängste*. Er hatte die Voraussehenden zurückgewiesen. Und doch war er jetzt hier. Er fischte in seiner Tasche herum und holte drei kleine Diamantkugeln hervor. Es war lange her, seit er zum letzten Mal etwas von seinem Lohn hatte sparen können. Aber diese drei hatte er stets behalten. Er dachte nach, war besorgt. Ihr Sturmlicht glühte in seiner Hand.

Wollte er es wirklich wissen?

Teft biss die Zähne zusammen, bewegte sich näher an Kaladin heran und betrachtete das Gesicht des Bewusstlosen. »Du Bastard«, flüsterte er. »Du sturmverfluchter Bastard. Du hast einem Haufen von Gehängten ein wenig Erleichterung verschafft, sodass sie wieder atmen konnten. Und jetzt willst du sie allein lassen? Davon will ich nichts wissen, hörst du? *Nichts.*«

Er drückte die Kugeln in Kaladins Hand, schloss seine schlaffen Finger darum und legte ihm die Hand auf den Bauch. Dann lehnte sich Teft zurück. Was würde nun geschehen? Alles, was die Voraussehenden besaßen, waren Geschichten und Legenden. Narrengeschichten, wie Teft sie nannte. Müßige Träume.

Er wartete. Natürlich geschah nichts. *Du bist ein genauso großer Narr wie sie*, Teft, sagte er zu sich selbst. Er griff nach

Kaladins Hand. Mit diesen Kugeln konnte er sich eine Menge Schnaps kaufen.

Plötzlich keuchte Kaladin auf und holte kurz und kräftig Luft.

Das Glühen in seiner Hand verblasste.

Teft erstarrte und riss die Augen auf. Lichtstreifen traten aus Kaladins Körper. Sie waren zwar schwach, aber es konnte kein Zweifel darüber herrschen, dass weißes Sturmlicht aus seinem Körper aufstieg. Es war, als würde Kaladin in plötzlicher Hitze baden. Seine Haut dampfte.

Ruckartig öffnete Kaladin die Augen, und auch aus ihnen floss Licht. Es hatte eine schwache Bernsteinfärbung. Er keuchte erneut laut auf, und die treibenden Lichtfetzen wirbelten um die offen liegenden Schnittwunden an seiner Brust. Einige versiegelten die Ränder und zogen sie zusammen.

Dann war es vorbei; das Licht aus den kleinen Diamantstücken erlosch. Kaladin schloss die Augen und entspannte sich. Seine Wunden waren zwar noch immer schlimm, und das Fieber tobte in ihm, aber in seine Haut war doch ein wenig Farbe zurückgekehrt. Und die Röte um die aufgedunsenen Wunden hatte abgenommen.

»Mein Gott«, sagte Teft und bemerkte, dass er zitterte. »Allmächtiger, aus dem Himmel geworfen, um in unseren Herzen zu wohnen ... Es ist wahr.« Er neigte den Kopf zum Steinboden hinunter, kniff die Augen zu, und Tränen rannen aus den Winkeln.

Warum jetzt?, dachte er abermals. Warum hier?

Und warum im Namen des ganzen Himmels gerade ich?

Er kniete hundert Herzschläge lang, zählte, dachte nach, sorgte sich. Schließlich kämpfte er sich wieder auf die Beine und nahm die matt gewordenen Kugeln aus Kaladins Hand. Er musste sie gegen Kugeln mit Licht darin eintauschen. Dann würde er zurückkehren, damit Kaladin sie ebenfalls aussaugen konnte.

Er musste vorsichtig sein. Ein paar Kugeln am Tag, nicht zu viele. Wenn der Junge zu schnell gesund wurde, würde das zu große Aufmerksamkeit erregen.

Und ich muss es den Voraussehenden sagen, dachte er. *Ich muss ...*

Die Voraussehenden waren aber fort. Tot, wegen dem, was er getan hatte. Falls es noch andere gab, so wusste er nicht, wie er sie finden sollte.

Wem sollte er es sagen? Wer würde ihm glauben? Vermutlich wusste nicht einmal Kaladin selbst, was er da tat. Es war das Beste, Stillschweigen zu bewahren, zumindest bis er sich vollkommen sicher war.

Und bis er wusste, was er tun sollte.

Welt mit einem Blick eingefroren und in ihren Kopf gepresst haben. Sie hatte dies aber nicht getan, als Jasnah die Diebe umgebracht hatte. Sie war zu starr vor Entsetzen und kranker Faszination gewesen.

Trotzdem sah sie die ganze Szenerie genauso lebendig vor sich, als hätte sie sie sich eingeprägt. Und diese Erinnerungen verschwanden auch nicht, wenn sie sie auf das Papier bannte. Sie konnte sie einfach nicht loswerden. Die Morde waren in sie eingebrannt.

Sie rückte ein Stück von ihrem Zeichentisch weg. Ihre Hand zitterte. Das Bild vor ihr war eine genaue Kohlenachbildung der erstickenden Nachtlandschaft zwischen den Gassenmauern, in der sich eine Gestalt aus lodernden Flammen in den Himmel erhob. Das Gesicht war noch zu erkennen – mit Schatten anstelle der Augen, und die brennenden Lippen standen offen. Jasnahs Hand war gegen die Gestalt ausgestreckt, als wollte die Prinzessin sie abwehren oder anbeten.

Schallan hielt die kohleleckigen Finger vor die Brust und starrte ihre Schöpfung an. Es war eine von jenen Dutzenden von Zeichnungen, die sie in den letzten Tagen angefertigt hatte. Der eine Mann verwandelte sich in Feuer, der andere erstarrte zu Kristall, die zwei weiteren lösten sich in Rauch auf. Sie konnte nur einen der beiden zeichnen, denn sie hatte in diesem Augenblick lediglich den östlichen Teil der Gasse gesehen. Ihre Zeichnungen von dem vierten Mann bestanden aus aufsteigendem Rauch; seine Kleidung lag bereits auf dem Boden.

Sie fühlte sich schuldig, weil sie seinen Tod nicht aufzeichnen konnte. Und sie kam sich wegen dieser Schuldgefühle dumm vor.

Die Logik verdammt Jasnahs Tat nicht. Ja, die Prinzessin hatte sich absichtlich in Gefahr begeben, aber das nahm denjenigen, die ihr hatten wehtun wollen, nicht die Verantwortung. Die Männer hatten vorsätzlich gehandelt. Schallan hatte

in den letzten Tagen über philosophischen Büchern gebrütet, von denen die meisten die Prinzessin entlasteten.

Aber Schallan war dabei gewesen. Sie hatte diese Männer sterben sehen. Sie hatte den Schrecken in ihren Augen gesehen, und deswegen fühlte sie sich ganz entsetzlich. Hatte es denn keine andere Möglichkeit gegeben?

Töten oder getötet werden. Das war die Philosophie des Stärkeren. Sie entschuldigte Jasnahs Verhalten.

Handlungen sind nicht böse. Die Absicht ist böse, und Jasnahs Absicht war es gewesen, diese Männer davon abzuhalten, anderen Menschen wehzutun. Das war die Philosophie des Zwecks. Sie lobte Jasnah sogar.

Moral ist etwas, das von den Idealen der Menschen getrennt existiert. Sie besteht als Ganzes, und die Menschen können sich ihr annähern, sie aber niemals vollkommen verstehen. Die Philosophie der Ideale. Sie behauptete, die Entfernung des Bösen sei letztlich moralisch, und daher war Jasnahs Vernichtung der bösen Männer vollkommen gerechtfertigt.

Das Ziel muss gegen die Mittel abgewogen werden. Wenn das Ziel gut ist, dann sind die Schritte zu seiner Erreichung ebenfalls gut, auch wenn einige von ihnen für sich genommen verwerflich sein mögen. Die Philosophie des Strebens. Mehr als alle anderen philosophischen Richtungen nannte sie Jasnahs Handlungen ethisch.

Schallan zog das Blatt von ihrem Zeichenbrett und warf es neben die anderen, die auf ihrem Bett verstreut lagen. Ihre Finger bewegten sich wieder, packten den Kohlestift und begannen mit einem neuen Bild auf dem weißen Blatt Papier, das auf dem Brett festgebunden war und ihr nicht entkommen konnte.

Ihr Diebstahl nagte ebenso an ihr wie die Todesfälle. Jasnahs Befehl, Schallan möge nun Moralphilosophie studieren, zwang sie auch, über ihre eigene schlimme Tat nachzudenken. Sie war nach Kharbranth gekommen, um das Fabrial zu

stehlen und mit ihm sowohl ihre Brüder als auch ihr Haus vor den gewaltigen Schulden und einer völligen Vernichtung zu bewahren. Doch am Ende war das nicht der Grund gewesen, warum Schallan den Seelengießer gestohlen hatte. Sie hatte ihn an sich genommen, weil sie wütend auf Jasnah gewesen war.

Falls die Absicht wichtiger als die Handlung selbst war, dann musste sich Schallan dafür verdammen. Vielleicht würde die Philosophie des Strebens – die behauptete, die Ziele seien wichtiger als die Schritte zu deren Erlangung – mit dem, was sie getan hatte, übereinstimmen. Aber das war die Philosophie, die sie am abscheulichsten fand. Schallan saß hier, zeichnete die Bilder in ihrem Kopf und verdamnte Jasnah. Aber Schallan war diejenige, die diese Frau hintergangen hatte, eine Frau, die ihr vertraut und sie aufgenommen hatte. Und nun plante sie, mit dem Seelengießer eine Häresie zu begehen, indem sie ihn benutzen wollte, obwohl sie nicht zu den Feuerern gehörte.

Der Seelengießer war in einer Ecke von Schallans Truhe versteckt. Der Diebstahl lag drei Tage zurück, und noch hatte Jasnah nichts darüber gesagt. Sie trug den falschen Seelengießer jeden Tag. Sie sagte nichts und verhielt sich auch nicht anders als sonst. Möge der Allmächtige es geben, dass sie nicht wieder hinausging und sich in Gefahr brachte, damit sie ihre Angreifer töten konnte.

Natürlich gab es da noch etwas anderes an dieser Nacht, worüber Schallan nachdenken musste. Sie besaß jetzt eine versteckte Waffe, die sie noch nie eingesetzt hatte. Sie kam sich dumm vor, weil sie in jener Nacht nicht einmal daran gedacht hatte, sie hervorzuholen. Aber sie war noch nicht daran gewöhnt ...

Schallan erstarrte und erkannte erst jetzt, was sie da zeichnete. Es war keine weitere Szene aus der Gasse, sondern ein üppig ausgestatteter Raum mit einem dicken, reich gemuster-

ten Teppich und Schwertern an den Wänden. Ein langer Esstisch mit den Überresten eines Mahls.

Und ein toter Mann in feiner Kleidung, der mit dem Gesicht nach unten auf dem Boden lag, während das Blut um ihn herum Lachen bildete. Sie sprang zurück, warf die Kohle beiseite und zerknüllte das Papier. Zitternd setzte sie sich auf das Bett zwischen die Zeichnungen. Sie ließ das zerknitterte Blatt fallen, hob die Finger an die Stirn und spürte kalten Schweiß.

Etwas stimmte nicht mit ihr – und mit den Zeichnungen.

Sie brauchte frische Luft. Sie musste dem Tod, der Philosophie und den Fragen entkommen. Also stand sie auf und eilte in das Hauptzimmer von Jasnahs Gemächern. Die Prinzessin befand sich bei ihren Nachforschungen, wie immer. Sie hatte nicht verlangt, dass Schallan heute zum Schleier kam. Hatte sie erkannt, dass ihr Mündel Zeit zum Nachdenken brauchte? Oder verdächtigte sie Schallan bereits, den Seelengießler gestohlen zu haben und vertraute ihr nicht länger?

Schallan eilte durch das Zimmer. Es war nur mit den wenigen Möbeln ausgestattet, die König Taravangian bereitgestellt hatte. Schallan zog die Tür zum Korridor auf und wäre beinahe mit einer Dienerin zusammengestoßen, die gerade den Klopfen ergreifen wollte.

Die Frau fuhr zusammen, und Schallan stieß einen spitzen Schrei aus. »Hellheit«, sagte die Frau und verneigte sich sofort. »Ich bitte um Entschuldigung, aber eine Eurer Spannfedern blitzt.« Die Frau hielt die Feder hoch, die an der Seite mit einem blinkenden Rubin versehen war.

Schallan atmete tief ein und aus und beruhigte sich. »Danke«, sagte sie. Wie Jasnah ließ sie ihre Spannfedern in der Obhut der Dienerschaft, da sie oft nicht in ihrem Zimmer war und es ihr deshalb schnell entgehen konnte, wenn jemand Verbindung mit ihr aufnehmen wollte.

Heute aber war sie versucht, das Ding in Ruhe zu lassen und weiterzugehen. Sie fühlte sich noch immer ganz durch-

einander. Aber sie musste mit ihren Brüdern sprechen, insbesondere mit Nan Balat, und er war bei den letzten Malen, da sie mit ihrem Zuhause gesprochen hatte, nicht zugegen gewesen. Sie nahm die Spannfeder und schloss die Tür. Sie wagte es nicht, in ihr Zimmer zurückzukehren, wo sie von all den Zeichnungen angeklagt wurde. Im Hauptraum befand sich ein Schreibtisch mit Spannfederbrett. Dorthin begab sie sich und drehte den Rubin.

Schallan?, schrieb die Feder. *Hast du es bequem?* Das war ein Kodesatz, der anzeigte, dass sich tatsächlich Nan Balat – oder wenigstens seine Verlobte – auf der anderen Seite befand.

Mein Rücken tut weh, und mein Handgelenk juckt, schrieb sie zurück und übermittelte damit den zweiten Teil des Codes.

Es tut mir leid, dass ich deine anderen Berichte verpasst habe, teilte ihr Nan Balat mit. *Ich musste in Vaters Namen an einem Fest teilnehmen. Es hat bei Sur Kamar stattgefunden, und deswegen durfte ich trotz der langen, eintägigen Reise hin und zurück nicht absagen.*

Das ist in Ordnung, schrieb Schallan und holte tief Luft. *Ich habe den Gegenstand.*

Die Feder hielt inne. Schließlich schrieb eine hastige Hand: *Gepriesen seien die Herolde. O Schallan, du hast es getan! Bist du schon auf dem Weg zurück zu uns? Kannst du die Spannfeder auf dem Meer benutzen? Bist du im Hafen?*

Ich bin noch nicht abgereist, schrieb Schallan.

Was? Warum nicht?

Weil es zu großen Verdacht erregen würde, schrieb sie. *Denk doch einmal darüber nach, Nan Balat. Wenn Jasnah den Gegenstand einsetzen will und feststellt, dass er nicht funktioniert, kommt sie möglicherweise nicht sofort auf den Gedanken, dass sie bestohlen wurde. Aber sie wird doch Verdacht schöpfen, wenn ich gerade erst nach Hause abgereist bin.*

Ich muss warten, bis sie es herausfindet, und sehen, was sie als Nächstes tut. Wenn sie erkennt, dass ihr Fabrial ausgetauscht wor-

den ist, kann ich ihre Aufmerksamkeit vielleicht auf andere Verdächtige lenken. Sie ist bereits misstrauisch, was die Feuerer angeht. Falls sie jedoch zu der Ansicht gelangen sollte, dass ihr Fabrial irgendwie zerbrochen ist, weiß ich, dass wir frei sind.

Sie drehte den Edelstein und setzte die Spannfeder auf das Papier.

Die Frage, die sie bereits erwartet hatte, kam als nächste. Und was ist, wenn sie sofort auf den Gedanken kommt, dass du es warst? Schallan, was ist, wenn du ihren Verdacht nicht von dir ablenken kannst? Was, wenn sie dein Zimmer durchsuchen lässt und das Versteck findet?

Sie nahm die Feder auf. Dann ist es immer noch besser für mich, wenn ich hier bin, schrieb sie. Balat, ich habe eine Menge über Jasnah Kholin gelernt. Sie ist unglaublich konzentriert und zu allem entschlossen. Sie wird mich nicht entkommen lassen, wenn sie glaubt, dass ich sie bestohlen habe. Sie wird mich zur Strecke bringen und all ihre Möglichkeiten dazu einsetzen, an mir Rache zu nehmen. Schon nach wenigen Tagen hätten wir unseren König und die Großprinzen auf unserem Land; sie würden das Fabrial von uns fordern. Sturmwater! Ich wette, Jasnah hat Kontakte in Jah Keved, die sie nutzen kann, bevor ich zurück bin. In dem Augenblick, in dem ich an Land gehe, würde ich schon in Gewahrsam genommen werden.

Unsere einzige Hoffnung besteht darin, ihren Verdacht von mir abzulenken. Wenn das nicht funktioniert, ist es wichtig, dass ich hier bin und ihren Zorn erdulde. Vermutlich wird sie mir den Seelengießel abnehmen und mich aus ihrem Blickfeld verbannen. Aber wenn wir ihr die Mühe bereiten, mich jagen zu müssen ... Sie kann sehr unbarmherzig sein, Balat. Es würde nicht gut für uns ausgehen.

Die Antwort ließ lange auf sich warten. *Seit wann bist du so geübt in Logik, kleine Schwester?*, teilte er ihr schließlich mit. *Ich sehe, dass du die Angelegenheit gut durchdacht hast. Zumindest besser als ich. Aber unsere Zeit läuft ab, Schallan.*

Ich weiß, schrieb sie ihm zurück. Du hast gesagt, dass du noch ein paar Monate durchhalten kannst. Ich bitte dich, das zu tun. Gib mir wenigstens noch zwei oder drei Wochen, bis ich weiß, was Jasnah tut. Solange ich hier bin, kann ich außerdem herauszufinden versuchen, wie dieses Ding verwendet werden muss. Ich habe erst wenige Bücher gefunden, in denen Hinweise stehen, aber es gibt hier so viele, dass ich das richtige vielleicht bloß noch nicht entdeckt habe.

In Ordnung, schrieb er. Also noch ein paar Wochen. Aber sei vorsichtig, kleine Schwester. Die Männer, die Vater das Fabrial gegeben haben, waren wieder hier. Sie haben nach dir gefragt. Wegen ihnen mache ich mir Sorgen – sogar mehr als um unsere Finanzen. Ich empfinde sie als zutiefst beunruhigend. Lebewohl.

Lebewohl, schrieb sie zurück.

Bisher hatte es noch keine Reaktion der Prinzessin gegeben. Sie hatten den Seelengießer nicht einmal erwähnt. Das machte Schallan nervös. Sie wünschte, Jasnah würde etwas sagen. Das Warten war unerträglich. Jeden Tag, wenn sie bei Jasnah saß, geriet ihr Magen in Aufruhr, bis ihr vor Angst ganz übel war. Die getöteten Diebe vor ein paar Tagen gaben ihr einen guten Grund, beunruhigt zu wirken.

Kalte, ruhige Logik. Jasnah wäre stolz auf sie.

Es klopfte an der Tür. Schallan sammelte rasch ihre Unterhaltung mit Nan Balat ein und verbrannte sie im Kamin. Einen Augenblick später trat eine Palastdienerin ein und trug einen Korb in der Armbeuge. Sie lächelte Schallan an. Es war Zeit für die tägliche Reinigung der Räume.

Schallan empfand eine seltsame Panik, als sie die Frau sah. Sie kannte diese Dienerin nicht. Was war, wenn Jasnah eine Untergebene schickte, die Schallans Zimmer durchsuchen sollte? War das vielleicht sogar schon geschehen? Schallan nickte der Frau zu, ging zu ihrem Zimmer und schloss die Tür hinter sich. Sie eilte zu der Truhe und untersuchte das Versteck. Das Fabrial war noch da. Sie hob es hoch und betrach-

tete es. Würde sie überhaupt erkennen, wenn Jasnah die Fabriale wieder austauschte?

Du bist dumm, sagte sie zu sich selbst. *Jasnah ist zwar raffiniert, aber sie ist nicht so raffiniert.* Dennoch stopfte Schallan den Seelengießer in ihre Schutztasche. Er passte kaum in die schmale Stofftasche. Sie fühlte sich sicherer, wenn sie ihn bei sich hatte, während die Magd ihr Zimmer säuberte. Außerdem war die Schutztasche möglicherweise ein besseres Versteck als die Truhe.

Der Tradition zufolge bewahrte eine Frau in ihrer Schutztasche Gegenstände von intimer Bedeutung oder von großem Wert auf. Sie zu durchsuchen bedeutete dasselbe, als würde man sie öffentlich entkleiden. Dies war in Anbetracht ihres Rangs völlig undenkbar, es sei denn, sie würde eines Verbrechens beschuldigt werden. Jasnah konnte eine solche Durchsuchung vielleicht erzwingen. Aber wenn Jasnah dazu in der Lage war, dann hatte sie auch keine Schwierigkeiten, eine Durchsuchung von Schallans Zimmer anzuordnen, und ihrer Truhe würde dabei gewiss besondere Aufmerksamkeit zuteilwerden. Wenn Jasnah sie verdächtigte, dann konnte Schallan das Fabrial nirgendwo sicher verstecken. Also war die Schutztasche ein ebenso guter Ort wie jeder andere.

Sie sammelte die Bilder ein, die sie gezeichnet hatte, und legte sie umgedreht auf den Tisch, wobei sie versuchte, keinen Blick darauf zu werfen. Sie wollte nicht, dass das Kammermädchen sie sah. Dann verließ sie das Zimmer und nahm ihre Zeichenmappe mit. Sie hatte das Gefühl, frische Luft zu brauchen, und wollte etwas anderes zeichnen als immer nur Mord und Tod. Die Unterhaltung mit Nan Balat hatte sie nur noch mehr aufgeregt.

»Hellheit?«, fragte das Kammermädchen.

Schallan erstarrte. Die junge Frau hielt ihren Korb hoch. »Das hier kommt von den Dienern der Herrschaft; es ist für Euch.«

Zögernd nahm Schallan den Korb entgegen und spähte hinein. Auf einem Zettel an einem der Gefäße stand: »Blaustab-Marmelade. Wenn Ihr sie mögt, bedeutet das, dass Ihr geheimnisvoll, reserviert und nachdenklich seid.« Die Nachricht war mit *Kabsal* unterschrieben.

Schallan schob sich den Korb in den Ellbogen ihres Schutzarms. Kabsal. Vielleicht sollte sie ihn aufsuchen. Nach einem Gespräch mit ihm fühlte sie sich immer gut.

Aber nein. Sie würde bald abreisen. Sie durfte weder ihm noch sich selbst Hoffnungen machen. Denn sie befürchtete, dass diese Bekanntschaft zu eng werden könnte. So ging sie stattdessen zur Haupthalle und von dort aus zum Ausgang des Konklaves. Sie hielt ihren Zeichenblock eng an sich gepresst und spürte die kühle Brise auf ihren Wangen – und gleichzeitig die Wärme der Sonne auf Haaren und Stirn, als sie ins Freie trat.

Das Verwirrendste war, dass Jasnah recht hatte. Schallans Welt der einfachen Antworten war ein dummer, kindlicher Ort gewesen. Sie hatte sich an die Hoffnung geklammert, die Wahrheit zu finden und mit ihr zu erklären – und vielleicht auch zu rechtfertigen –, was sie zu Hause in Jah Keved getan hatte. Aber wenn es tatsächlich so etwas wie die Wahrheit gab, dann war sie viel komplizierter – und wesentlich undurchsichtiger –, als sie angenommen hatte.

Auf einige Fragen schien es keine guten und passenden Antworten zu geben, sondern nur falsche. Sie konnte zwar die Quelle ihrer Schuld finden, aber sie konnte sich dieser Schuld nicht einfach vollständig entledigen.



Zwei Stunden und etwa zwanzig rasch angefertigte Zeichnungen später fühlte sich Schallan deutlich entspannter.

Sie saß im Palastgarten, hatte ihren Block auf dem Schoß und zeichnete Schnecken. Der Garten war nicht so groß wie

der ihres Vaters, aber er war vielgestaltiger und glücklicher-
weise auch wesentlich abgeschiedener. Wie viele andere mo-
derne Gärten war er durch Mauern von angebauter Schiefer-
borke abgetrennt. Hier bildeten diese Mauern ein Labyrinth
aus lebendigem Stein. Die Mauern waren so niedrig, dass
Schallan den Weg zurück zum Eingang erkennen konnte,
wenn sie sich auf die Zehenspitzen stellte. Aber wenn sie sich
auf eine der zahlreichen Bänke setzte, fühlte sie sich allein
und unbeobachtet.

Sie hatte einen der Gärtner nach der Bezeichnung für die
am häufigsten vorkommende Schieferborkenpflanze gefragt,
und er hatte sie *Plattenstein* genannt. Es war ein passender
Name, denn diese Pflanze wuchs in dünnen runden Abschnit-
ten wie übereinandergetürmte Platten. Von der Seite glich
sie einem verwitterten Fels, der Hunderte von dünnen Schich-
ten aufwies. Winzige Fortsätze wuchsen aus den Poren und
schwankten im Wind. Die steinartigen Gehäuse hatten eine
bläuliche Färbung, aber die Fortsätze waren von hellem Gelb.

Ihr gegenwärtiges Motiv war eine Schnecke mit einem nied-
rigen, länglichen Haus, das von kleinen spitzen Kämmen ein-
gerahmt wurde. Als sie sich darüberbeugte und das Tier mit
dem Finger anstieß, drückte es sich in eine Spalte der Schie-
ferborke und verschmolz mit dem Stein. Als sie es in Ruhe
ließ, kam es wieder hervor und knabberte an der Schiefer-
borke, fraß sie aber nicht.

Es säubert die Platten, erkannte Schallan und zeichnete wei-
ter. *Es frisst die Flechten und den Schimmel*. Tatsächlich hinter-
ließ die Schnecke eine Spur der Sauberkeit.

Flecken aus verschiedenartiger Schieferborke mit finger-
artigen Auswüchsen aus einem Wulst in der Mitte klebten auf
den Plattensteinen. Als Schallan genauer hinsah, bemerkte
sie kleine, dünne und vielbeinige Kremlinge, die darüberkrab-
belten und daran fraßen. Säuberten sie die Gewächse eben-
falls?

Seltsam, dachte sie und begann mit der Zeichnung einiger winziger Kremlinge. Sie besaßen Panzer von derselben Färbung wie die Auswüchse der Schieferborke, während die Schnecke das Blau und Gelb der Plattensteine aufwies. Es war, als hätte der Allmächtige sie paarweise erschaffen: die Pflanze, die dem Tier Schutz gab, und das Tier, das die Pflanze säuberte.

Einige Lebenssprengsel – sie waren kaum mehr als kleine, grün glimmende Flecken – tanzten um die Schieferborkenhügel herum. Einige flogen in die Spalten, andere schwebten in der Luft darüber. Sie waren wie Stäubchen, die aus dem Himmel fielen und dann wieder aufstiegen, nur um abermals zu sinken.

Sie benutzte einen Kohlestift mit feinerer Spitze und schrieb einige Gedanken über die Beziehung zwischen Tieren und Pflanzen auf. Sie kannte gar keine Bücher über dieses Thema. Die Gelehrten schienen mächtige, dynamische Geschöpfe – wie Großschalentiere oder Weißdorne – zu bevorzugen. Aber Schallan empfand ihre Entdeckung als schön und wundersam.

Schnecken und Pflanzen bewahren sich gegenseitig, dachte sie. *Aber ich hintergehe Jasnah.*

Sie warf einen Blick auf ihre Schutzhand und die Stelle im Ärmel, wo die Tasche eingenäht war. Da sie den Seelengießer bei sich hatte, fühlte sie sich besser. Bisher hatte sie noch nicht gewagt, ihn zu benutzen. Sie war zu nervös wegen des Diebstahls und wollte das Gerät keinesfalls in Jasnahs Nähe ausprobieren. Doch jetzt befand sie sich in einem abgeschiedenen Winkel tief im Innern des Labyrinths, und es gab nur einen einzigen gewundenen Weg in die Sackgasse, in der sie saß. Lässig erhob sie sich und sah sich wie beiläufig um. Niemand sonst befand sich im Garten, und es würde einige Minuten dauern, bis jemand zu ihr durchgedrungen war.

Schallan setzte sich wieder und legte Zeichenblock und Stift beiseite. *Ich könnte versuchen herauszubekommen, wie er funktioniert*, dachte sie. *Vielleicht ist es gar nicht nötig, im Palanaeum*

nach einer Antwort zu suchen. Solange sie immer wieder aufstand und sich umsah, würde sie hier von niemandem überrascht werden können.

Sie holte das verbotene Gerät hervor. Schwer und fest lag es in ihrer Hand. Sie holte tief Luft, wand sich die Kette so um Finger und Handgelenk, dass die Edelsteine auf ihrem Handrücken lagen. Das Metall war kalt und die Kette locker. Sie bewegte die Finger und zog die Edelsteine fester.

Sie hatte ein Gefühl der Macht erwartet. Ein Prickeln auf der Haut oder vielleicht auch die Empfindung von Stärke und Kraft. Aber da war gar nichts.

Sie klopfte mit dem Finger gegen die drei Edelsteine. Ihren Rauchstein hatte sie in die dritte Fassung gesetzt. Einige andere Fabriale – wie zum Beispiel die Spannfedern – funktionierten, wenn man die Edelsteine berührte oder drehte. Aber das war ein dummer Gedanke, und sie hatte niemals gesehen, dass Jasnah so etwas vorher tat. Die Frau hatte nur die Augen geschlossen, einen bestimmten Gegenstand berührt und dann mit dem Seelengießen begonnen. Rauch, Kristall und Feuer – das waren die Elemente, bei denen der Seelengießer am besten arbeitete. Nur ein einziges Mal hatte Schallan gesehen, wie Jasnah etwas anderes erschaffen hatte.

Zögernd nahm Schallan ein abgebrochenes Stück Schieferborke vom unteren Teil einer Pflanze. Sie hielt es in ihrer Freihand und schloss die Augen.

Werde zu Rauch!, befahl sie.

Nichts geschah.

Werde zu Kristall!, befahl sie stattdessen.

Sie öffnete die Augen einen Spaltweit. Es zeigte sich aber keine Veränderung.

Feuer. Brenne! Du bist Feuer. Du ...

Sie erstarrte und erkannte die Dummheit ihrer Handlungen. Eine auf rätselhafte Weise verbrannte Hand? Nein, das wäre zu verdächtig. Sie konzentrierte sich lieber auf Kristall.

Abermals schloss sie die Augen und erschuf das Bild eines Quarzes vor ihrem inneren Auge. Sie versuchte, die Schieferborke durch ihren Willen zu verwandeln.

Doch nichts geschah. Sie konzentrierte sich stärker und stellte sich vor, wie sich die Schieferborke umgestaltete. Nach einigen erfolglosen Versuchen versuchte sie es mit der Tasche, mit der Bank und sogar mit einem ihrer Haare. Nichts veränderte sich.

Schallan vergewisserte sich, dass sie noch allein war, dann setzte sie sich enttäuscht hin. Nan Balat hatte Luesch gefragt, wie das Gerät funktioniere, und hatte die Antwort erhalten, es sei einfacher vorzuführen als zu erklären. Er hatte versprochen, es ihnen zu zeigen, sobald Schallan den Seelengießer gestohlen hatte.

Doch nun war er tot. War sie dazu verdammt, dieses Ding zu ihrer Familie zu bringen, nur um es gleich darauf jenen gefährlichen Männern übergeben zu müssen und niemals den Reichtum damit zu schaffen, der ihre Familie schützen würde? Und das alles nur, weil sie nicht wusste, wie sie das Fabrial richtig einzusetzen hatte?

Die anderen Fabriale, die sie bisher benutzt hatte, waren recht einfach in der Anwendung gewesen, aber sie waren auch von modernen Fabrialkünstlerinnen geschaffen worden. Seelengießer hingegen waren Überbleibsel einer untergegangenen Welt. Neuzeitliche Methoden der Inbetriebnahme hatten bei ihnen keinen Sinn. Schallan sah die glimmernden Edelsteine an, die auf ihrem Handrücken lagen. Wie sollte sie herausfinden, wie ein jahrtausendealtes Werkzeug zu benutzen war, das nur den Feuerern vorbehalten schien?

Sie steckte den Seelengießer in ihre Schutztasche zurück. Es sah wohl danach aus, dass sie sich doch wieder im Pala-naeum umschauchen musste. Oder sie fragte Kabsal. Aber würde ihr das gelingen, ohne sein Misstrauen zu erregen? Sie holte sein Brot und seine Marmelade hervor und aß, während sie

nachdachte. Gab es noch andere Möglichkeiten, falls Kabsal es nicht wusste und sie die Antwort nicht vor ihrer Abreise von Kharbranth herausfand? Würden die Feuerer oder der Veden-König ihrer Familie vielleicht Schutz gewähren, wenn sie den einen oder dem anderen den Seelengießler als Geschenk überließ? Schließlich konnte sie nicht dafür belangt werden, eine Häretikerin bestohlen zu haben, und solange Jasnah nicht wusste, wer den Seelengießler besaß, war ihre Familie in Sicherheit.

Doch aus irgendeinem Grund war ihr dieser Gedanke noch unangenehmer. Es war schon schlimm genug, dass sie Jasnah hintergangen hatte, aber was geschah, wenn sie das Gerät den Feuerern übergab, von denen Jasnah so wenig hielt? Wäre das nicht ein noch größerer Verrat?

Das war also eine weitere schwierige Frage. *Es ist gut, dass Jasnah so fest entschlossen ist, mir diese Dinge beizubringen*, dachte sie. *Wenn all dies hier vorbei ist, werde ich eine Expertin darin sein ...*

Ich sollte tot sein, dachte Kaladin. Was ist hier los?

Auf der anderen Seite der Baracke sah er mit großem Erstaunen, dass die Männer ihre tägliche Brückenübung machten. Fels rannte vorn in der Mitte und gab die Geschwindigkeit so vor, wie Kaladin es früher getan hatte. Sie erreichten die andere Seite des Holzplatzes, drehten um und rannten zurück. Erst als sie schon fast an der Baracke vorbeigestürzt waren, erkannte einer der Männer ganz vorn – Moasch – Kaladin. Er erstarrte, und beinahe wäre die ganze Mannschaft umgekippt.

»Was ist denn los mit euch?«, rief Torfin von hinten; sein Kopf steckte in der Vertiefung der Brücke.

Moasch hörte gar nicht auf ihn. Er schoss unter der Brücke hervor und starrte Kaladin mit großen Augen an. Fels rief den Männern hastig zu, sie sollten die Brücke absetzen. Weitere bemerkten ihn und wirkten genauso ehrfürchtig wie Moasch. Hobber und Peet übten inzwischen wieder mit den anderen; ihre Wunden waren verheilt. Das war gut. Sie wurden auch wieder bezahlt.

Die Männer gingen schweigend zu Kaladin hinüber. Sie hielten allerdings Abstand zu ihm und zögerten, als wäre er zerbrechlich. Oder heilig. Kaladins Oberkörper war entblößt; seine fast verheilten Wunden waren deutlich zu sehen. Er trug nur die knielange Hose der Brückenmänner.

»Ihr müsst üben, was ihr zu tun habt, wenn einer von euch stolpert oder fällt, Männer«, sagte Kaladin. »Als Moasch stehen geblieben ist, wäret ihr beinahe allesamt gestürzt. Auf dem Schlachtfeld wäre das eine Katastrophe.«

Sie starrten ihn ungläubig an, und er musste lächeln. Kurz darauf hatten sie ihn vollständig umgeben; sie lachten und klopfen ihm auf den Rücken. Es war nicht ganz angebracht bei einem Kranken, insbesondere als Fels mit seinen kräftigen Händen an der Reihe war, aber Kaladin freute sich über ihre Begeisterung.

Nur Teft machte nicht mit. Der ältere Brückenmann stand an der Seite und hatte die Arme vor dem Bauch verschränkt. Er schien besorgt. »Teft?«, fragte Kaladin. »Ist alles in Ordnung mit dir?«

Teft schnaubte, zeigte aber die Andeutung eines Grinsens. »Ich würde mir bloß nicht wünschen, dass mich diese Knaben umarmen, denn dafür baden sie zu selten. Nichts für ungut!«

Kaladin lachte. »Ich verstehe.« Sein letztes *Bad* war der Großsturm gewesen.

Der Großsturm.

Die anderen Brückenmänner lachten noch immer, fragten ihn, wie er sich fühle, und verkündeten, dass Fels für das abendliche Essen beim Feuer etwas ganz Besonderes zaubern werde. Kaladin lächelte, nickte und versicherte ihnen, dass er sich wohlfühle. Aber die ganze Zeit über dachte er an den Sturm.

Er erinnerte sich an jene Nacht mit großer Deutlichkeit. Er dachte daran, wie er sich auf dem Gebäude an dem Ring festgehalten, den Kopf gesenkt und die Augen vor dem Platzregen geschlossen hatte. Er erinnerte sich ebenfalls daran, wie Syl schützend vor ihm gestanden hatte, als ob sie den Sturm umlenken könnte. Nun sah er sie aber nirgendwo. Wo war sie denn?

Er erinnerte sich auch an das Gesicht. War es der Sturm-vater persönlich gewesen? Sicher nicht. Kaladin musste einer Sinnestäuschung erlegen sein. Ja ... ja, es war bestimmt eine Täuschung gewesen. Die Erinnerung an die Todessprengel vermischte sich mit Bildern aus seinem Leben, und beides verband sich mit seltsamen, plötzlichen Kraftschocks – eiskalt zwar, aber gut. Es war wie das Atemholen in der klaren Morgenluft, nachdem man lange in einem stickigen Raum eingesperrt gewesen war. Oder wie das Einreiben von schmerzenden Muskeln mit dem Saft von Gulketblättern, der zugleich wärmte und kühlte.

Er erinnerte sich in aller Deutlichkeit an diese Augenblicke. Was war in ihnen geschehen? War es das Fieber gewesen?

»Wie lange?«, fragte er und zählte die Brückenmänner. Es waren dreiunddreißig, einschließlich Lopen und des stillen Dabbid. Fast alle waren da. Unmöglich. Wenn seine Rippen inzwischen verheilt waren, dann müsste er etwa drei Wochen bewusstlos gewesen sein. Wie viele Brückenläufe hatte es in dieser Zeit gegeben?

»Zehn Tage«, sagte Moasch.

»Unmöglich«, entgegnete Kaladin. »Meine Wunden ...«

»... sind der Grund dafür, dass du uns so überrascht findest, dich schon wieder auf den Beinen zu sehen!«, sagte Fels und lachte. »Du musst ja Knochen aus Granit haben. Du solltest meinen Namen tragen!«

Kaladin lehnte sich gegen die Wand. Niemand berichtigte Moasch. Eine ganze Mannschaft konnte doch nicht gleichzeitig jegliches Zeitgefühl verlieren. »Was ist mit Idolir und Treff?«, fragte er.

»Wir haben sie verloren«, meinte Moasch und wurde ernst. »Während du bewusstlos warst, mussten wir zwei Brückenläufe machen. Keiner ist schwer verwundet worden, aber zwei sind gestorben. Wir ... wir wussten nicht, wie wir ihnen helfen können.«

Nun wurden die Männer kleinlaut. Doch der Tod war den Brückenmännern vertraut, und sie konnten es sich nicht leisten, den Toten zu viel Aufmerksamkeit zu schenken. Kaladin beschloss jedoch, ein paar der anderen in der Heilkunde auszubilden.

Aber aus welchem Grund war er denn nun schon wieder auf den Beinen? War er weniger stark verletzt gewesen, als er vermutet hatte? Zögernd betastete er seine Seite und suchte nach gebrochenen Rippen. Sie waren aber lediglich etwas gestaucht. Abgesehen von seiner Schwäche fühlte er sich so gesund wie eh und je. Vielleicht hätte er den religiösen Lehren seiner Mutter größere Aufmerksamkeit schenken sollen.

Als die Männer wieder schwatzten und ihn feierten, bemerkte er die Blicke, die sie ihm zuwarfen. Sie waren voller Respekt und Verehrung, erinnerten sich an das, was er vor dem Großsturm gesagt hatte. Als er nun daran dachte, erkannte Kaladin, dass er damals ein wenig delirierend gewesen war. Es war eine ungeheuer anmaßende Verkündung gewesen, und sie hatte nach einer Prophezeiung geklungen. Wenn die Feuerer das erfuhren ...

Nun, er konnte das Gesagte nicht mehr zurücknehmen. Er musste einfach weitermachen. *Du bist bereits am Rande des Abgrunds gewandelt*, sagte Kaladin zu sich selbst. *Musstest du unbedingt eine noch höhere Klippe ersteigen?*

Ein plötzlicher trauriger Hörnerschall erklang im Lager. Die Brückenmänner verstummten. Das Horn ertönte noch zweimal.

»Das war doch klar«, sagte Natam.

»Sind wir im Dienst?«, fragte Kaladin.

»Ja«, antwortete Moasch.

»In eine Reihe!«, rief Fels. »Ihr wisst, was zu tun ist! Jetzt zeigen wir Hauptmann Kaladin, dass wir nichts von dem vergessen haben, was er uns beigebracht hat.«

»Hauptmann Kaladin?«, fragte Kaladin, während sich die Männer aufstellten.

»Klar, Haken«, meinte Lopen hinter ihm. Er sprach mit einer Schnelligkeit, die schlecht zu seiner nachlässigen, laschen Haltung passte.

»Sie haben natürlich versucht, Fels zum Brückenführer zu machen, aber wir haben ihn einfach Gruppenführer und dich Hauptmann genannt. Das hat Gaz mächtig wütend gemacht.« Lopen grinste.

Kaladin nickte. Die Männer waren so fröhlich, aber es fiel ihm schwer, es ihnen gleichzutun.

Als sie sich um ihre Brücke versammelten, erkannte er allmählich die Quelle seiner Traurigkeit. Seine Männer waren wieder am Ausgangspunkt angelangt. Oder noch schlimmer:

Er war verletzt und geschwächt und hatte den Großprinzen persönlich beleidigt. Sadeas würde es sicher nicht gefallen, wenn er erfuhr, dass Kaladin das Fieber überlebt hatte.

Die Brückenmänner waren dazu bestimmt, niedergemäht zu werden, einer nach dem anderen. Das Seitentragen war ein Misserfolg gewesen. Er hatte seine Männer nicht gerettet, sondern ihnen nur einen kurzen Aufschub vor der Hinrichtung verschafft.

Brückenmänner sollen nicht überleben ...

Er ahnte allmählich auch den Grund dafür. Kaladin biss die Zähne zusammen, stieß sich von der Barackenwand ab und ging zu den aufgereihten Brückenmännern, während die einzelnen Unterführer rasch die Westen und Sandalen kontrollierten.

Fels sah Kaladin an. »Und was hast du jetzt vor?«

»Ich mache mit«, sagte Kaladin.

»Und was hättest du einem deiner Männer gesagt, wenn er gerade erst eine Woche Fieber hinter sich hätte?«

Kaladin zögerte. *Ich bin nicht wie die anderen Männer*, dachte er und bedauerte den Gedanken sogleich. Er durfte sich nicht als unbesiegbar betrachten. Es wäre eine reine Dummheit gewesen, in seinem geschwächten Zustand mit den Männern zu laufen. »Du hast recht.«

»Du kannst mir und Stümmel Wasser tragen helfen«, sagte Lopen. »Wir gehören jetzt zur Mannschaft. Sind bei jedem Lauf dabei.«

Kaladin nickte. »In Ordnung.«

Fels sah ihn kritisch an.

»Wenn ich mich bei der letzten dauerhaften Brücke zu schwach fühle, gehe ich zurück. Das verspreche ich.«

Widerstrebend nickte Fels. Die Männer begaben sich unter die Brücke, und Kaladin gesellte sich zu Lopen und Dabbid und füllte Wasserschläuche.



Kaladin stand am Abgrund, hatte die Hände hinter dem Rücken verschränkt, und die Spitzen seiner Sandalen befanden sich am äußersten Rand der Klippe. Die Kluft starrte hoch zu ihm, aber er erwiderte ihren Blick nicht. Seine ganze Aufmerksamkeit galt der Schlacht, die auf dem nächsten Plateau tobte.

Die Ankunft war einfach gewesen; sie waren zur gleichen Zeit wie die Parschendi eingetroffen. Anstatt sich die Mühe zu machen, die Brückenmänner zu töten, hatten die Parschendi eine Verteidigungsposition in der Mitte des Plateaus um den Kokon herum eingenommen. Nun kämpften Sadeas' Männer gegen sie.

Kaladins Stirn war von der Hitze des Tages schweißnass, er fühlte sich noch sehr erschöpft von seiner Krankheit. Aber es war nicht halb so schlimm, wie es hätte sein sollen. Den Arzt in ihm verblüffte dies.

Doch im Augenblick war der Soldat stärker als der Arzt. Gebannt beobachtete er die Schlacht. Alethi-Speerwerfer in Lederrüstungen und Brustpanzern hatten einen Halbkreis um die Parschendi-Angreifer gebildet. Die meisten Parschendi benutzten Schlachtäxte oder Hämmer, auch wenn einige Schwerter und Keulen schwangen. Sie alle trugen die dunkelroten Rüstungen, die ihnen aus der Haut wuchsen; sie kämpften zu zweit und sangen dabei.

Dieser Nahkampf war die schlimmste aller Schlachtarten. Oft verlor man in schnellen Scharmützeln weniger Männer, wenn der Feind rasch die Oberhand gewann. Wenn dies geschah, ordnete der Kommandant meistens den Rückzug an, damit die Verluste nicht allzu groß wurden. Aber ein Nahkampf ... er war brutal und blutig. Der Anblick dieses Kampfes – die Körper, die auf die Steine fielen, die aufblitzenden Waffen, die Männer, die vom Plateau heruntergestoßen wurden – erinnerte ihn an seine ersten Gefechte als Speerwerfer. Sein Kommandant war darüber schockiert gewesen, wie leicht es Kala-

din fiel, Blut zu sehen. Und Kaladins Vater wäre darüber schockiert gewesen, wie leicht er es vergoss.

Es gab einen großen Unterschied zwischen seinen Schlachten in Alethkar und den Kämpfen auf der Zerbrochenen Ebene. Dort war er von den schlechtesten – oder zumindest den am schlechtesten ausgebildeten – Soldaten Alethkars umgeben gewesen. Es waren Männer gewesen, die keine Schlachtreihe einhalten konnten. Doch trotz aller Unordnung waren ihm diese Kämpfe als sinnvoll erschienen. Hier auf der Zerbrochenen Ebene verhielt es sich anders.

Kaladin hatte die Lage falsch eingeschätzt. Er hatte die Taktik geändert, ohne sie zu verstehen. Diesen Fehler würde er nicht noch einmal begehen.

Fels trat neben Kaladin; Sigzil folgte ihm. Der stämmige Hornesser stellte einen deutlichen Kontrast zu dem kleinen, stillen Azisch dar. Sigzils Haut war tiefbraun, aber nicht so schwarz wie bei einigen Parschern. Er neigte dazu, sich von den anderen abzusondern.

»Schlechte Schlacht«, sagte Fels und verschränkte die Arme vor der Brust. »Die Soldaten werden danach nicht glücklich sein, egal ob sie verloren oder gewonnen haben.«

Kaladin nickte geistesabwesend und lauschte den Rufen, den Flüchen und den Schreien. »Worum kämpfen sie, Fels?«

»Um Geld«, sagte Fels. »Und um Rache. Das solltest du wissen. War es nicht dein König, den die Parschendi getötet haben?«

»Oh, ich weiß, warum *wir* kämpfen«, sagte Kaladin. »Aber was ist mit den Parschendi? Warum kämpfen *sie*?«

Fels grinste. »Weil es ihnen nicht gefällt, wenn sie für den Mord an eurem König geköpft werden. Sehr ungehörig von ihnen!«

Kaladin lächelte, auch wenn er es als schwierig empfand, fröhlich zu sein, während er Menschen beim Sterben zusah. Er war von seinem Vater zu gut ausgebildet worden, um den Tod so reglos hinzunehmen. »Vielleicht. Aber warum kämpfen

sie um die Edelsteinherzen? Wegen solcher Gefechte erleiden sie hohe Verluste.«

»Das weißt du?«, meinte Fels.

»In letzter Zeit greifen sie seltener an«, sagte Kaladin. »Die Männer im Lager reden darüber. Und sie schlagen nicht mehr in so großer Nähe der Alethi-Seite zu wie früher.«

Fels nickte nachdenklich. »Scheint logisch zu sein. Ha! Vielleicht gewinnen wir diesen Kampf bald und können nach Hause gehen.«

»Nein«, sagte Sigzil leise. Er redete immer auf sehr förmliche Art und fast ohne Akzent. In welcher Sprache unterhielten sich die Azisch eigentlich? Ihr Königreich lag so weit entfernt, dass Kaladin bisher erst *einem* weiteren Menschen aus diesem Volk begegnet war. »Das bezweifle ich. Und ich kann dir sagen, warum sie kämpfen, Kaladin.«

»Wirklich?«

»Sie müssen Seelengießler haben. Sie brauchen die Edelsteinherzen aus demselben Grund wie wir. Damit stellen sie Nahrung her.«

»Das klingt nachvollziehbar«, sagte Kaladin, der noch immer die Hände hinter dem Rücken verschränkt hatte und breitbeinig dastand. Die Paradehaltung war für ihn etwas ganz Natürliches. »Es ist zwar nur eine Vermutung, aber eine vernünftige. Ich möchte dich noch etwas anderes fragen. Warum dürfen die Brückenmänner keine Schilde haben?«

»Weil uns so etwas zu sehr bremsen würde«, antwortete Fels.

»Nein«, widersprach Sigzil. »Sie könnten Brückenmänner mit Schilden vor uns herlaufen lassen. Das würde niemanden langsamer machen. Ja, man würde noch mehr Brückenmänner benötigen, aber gleichzeitig würde es so viele Leben retten, dass die Schildträger sich allemal bezahlt machen würden.«

Kaladin nickte. »Sadeas rekrutiert bereits mehr von uns, als er braucht. Oft werden mehr Brücken gelegt, als er zum Angriff benötigt.«

»Aber warum?«, fragte Sigzil.

»Weil wir gute Ziele abgeben«, sagte Kaladin leise und begriff endlich. »Wir werden vorausgeschickt, damit wir die Aufmerksamkeit der Parschendi auf uns lenken.«

»Natürlich ist das so«, erwiderte Fels mit einem Schulterzucken. »Jede Armee macht so etwas. Die Ärmsten und am schlechtesten Ausgebildeten marschieren ganz vorn.«

»Ich weiß«, sagte Kaladin, »aber für gewöhnlich erhalten sie wenigstens ein Mindestmaß an Schutz. Verstehst du nicht? Wir sind nicht nur eine entbehrliche erste Welle. Wir sind der *Köder*. Wir sind schutzlos, also müssen die Parschendi einfach auf uns schießen. Das erlaubt den normalen Soldaten, sich dem Feind zu nähern, ohne verletzt zu werden. Die Parschendi-Bogenschützen zielen nur auf die Brückenmänner.«

Fels runzelte die Stirn.

»Schilder würden uns zu einem weniger verführerischen Ziel machen«, fuhr Kaladin fort. »Das ist der Grund, warum er sie verbietet.«

»Vielleicht«, sagte Sigzil neben ihm nachdenklich. »Aber es erscheint doch dumm, auf diese Weise Truppen zu verschwenden.«

»Nein, das ist es aber nicht«, entgegnete Kaladin. »Wenn man wiederholt befestigte Stellungen angreifen muss, kann man es sich nicht leisten, dabei die ausgebildeten Truppen zu verlieren. Verstehst ihr nicht? Sadeas hat nur eine begrenzte Anzahl von ausgebildeten Soldaten, unausgebildete sind dagegen leicht zu bekommen. Jeder Pfeil, der einen Brückenmann niederstreckt, ist einer, der *keinen* Soldaten tötet, in dessen Ausbildung und Ausrüstung viel Geld gesteckt wurde. Deswegen ist es besser für Sadeas, eine große Menge von Brückenmännern anzuwerben, anstatt eine kleinere, um dafür eine besser geschützte Truppe zu haben.«

Er hätte es schon früher begreifen müssen. Er hatte sich von dem Umstand ablenken lassen, dass die Brückenmänner

für die Schlacht sehr wichtig waren. Wenn die Brücken nicht bei den Klüften ankamen, konnte die Armee sie auch nicht überqueren. Aber jede Brückenmannschaft war gut mit Männern versorgt, und es wurden immer doppelt so viele Brückenmannschaften ausgeschickt, als tatsächlich bei einem Angriff benötigt wurden.

Es musste den Parschendi ein Gefühl der Befriedigung verschaffen, wenn sie eine Brücke fallen sahen, und für gewöhnlich mähnten sie bei jedem schlechten Brückenlauf zwei oder drei nieder, manchmal sogar vier oder fünf. Solange Brückenmänner starben und die Parschendi nicht auf die Soldaten zielten, hatte Sadeas einen guten Grund, den Brückenmännern jeden Schutz zu verweigern. Eigentlich hätten die Parschendi dies allmählich auch durchschauen müssen, aber es war offenbar sehr schwer, nicht auf einen ungeschützten Mann zu zielen, der Belagerungsmaterial mitbrachte. Angeblich waren die Parschendi nicht gerade raffinierte Kämpfer. Und wenn er die Schlacht auf dem gegenüberliegenden Plateau betrachtete, dann erkannte er schnell, dass dies zutraf.

Während die Alethi eine disziplinierte Formation bildeten und jeder Mann seine Gefährten schützte, griffen die Parschendi in unabhängigen Zweiergruppen an. Die Alethi verfügten über die bessere Taktik und Technik. Zwar war ein Parschendi einem Alethi an Kraft überlegen, und sie konnten auch bemerkenswert gut mit der Axt umgehen, aber Sadeas' Alethi-Truppen waren in moderner Kriegsführung ausgebildet. Sobald sie Tritt gefasst hatten – und wenn sie die Schlacht ein wenig in die Länge ziehen konnten –, führte ihre Disziplin oftmals zum Sieg.

Vor diesem Krieg haben die Parschendi niemals große Schlachten geschlagen, erkannte Kaladin. Sie sind lediglich an kleinere Scharmützel gewöhnt, vielleicht mit anderen Dörfern oder Klanen.

Einige weitere Brückenmänner gesellten sich zu Kaladin, Fels und Sigzil. Bald stand der größte Teil bei ihnen, und einige

ahmten Kaladins Haltung nach. Es dauerte noch eine Stunde, bis die Schlacht endlich gewonnen war. Sadeas trug den Sieg davon, aber Fels hatte Recht behalten. Die Soldaten waren ernst; heute hatten viele ihre Freunde verloren.

Es war eine müde Gruppe von größtenteils verwundeten Krieger, die Kaladin und die anderen zurück zum Lager führten.



Drei Stunden später saß Kaladin auf einem Holzsplitter beim abendlichen Feuer von Brücke Vier. Syl hockte auf seinem Knie; sie hatte die Gestalt einer kleinen, weißblau durchscheinenden Flamme angenommen. Auf dem Rückmarsch war sie zu ihm gestoßen und hatte sich freudig um sich selbst gedreht, als sie ihn auf den Beinen sah, aber sie hatte ihm nicht den Grund für ihre Abwesenheit genannt.

Das Feuer knisterte und knackte, und Fels' großer Topf kochte darauf, während einige Flammensprengsel zwischen den Holzstücken herumsprangen. Alle zwei oder drei Sekunden fragte jemand Fels, ob der Eintopf endlich fertig sei und schlug dabei fröhlich mit dem Löffel gegen seinen Teller. Fels antwortete nicht und rührte weiter um. Sie alle wussten, dass niemand essen durfte, bis er das Mahl für fertig erklärte; schließlich beharrte er darauf, keine *minderwertigen* Mahlzeiten auszuteilen.

Es duftete nach kochenden Knödeln. Die Männer lachten. Ihr Anführer hatte seine eigene Hinrichtung überlebt, und der heutige Brückenlauf hatte nur ein einziges Todesopfer gefordert. Die Stimmung war gut.

Außer bei Kaladin.

Denn jetzt hatte er begriffen. Er wusste, wie sinnlos ihr Kampf war. Er wusste, warum Sadeas Kaladins Überleben nicht beachtet hatte. Er war ein Brückenmann, und das war sein Todesurteil.

Kaladin hatte gehofft, Sadeas beweisen zu können, dass seine Brückenmannschaft nützlich und gut war. Er hatte gehofft, ebenfalls beweisen zu können, dass sie einen gewissen Schutz brauchte – Schilde, Rüstungen, Ausbildung. Kaladin hatte gehofft, dass die Brückenmänner als Soldaten betrachtet wurden, wenn sie sich auch wie Soldaten verhielten.

Doch offensichtlich hatte es keinen Sinn. Ein Brückenmann, der überlebt hatte, war ein Brückenmann, der versagt hatte.

Seine Männer lachten und genossen das Feuer. Sie vertrauten ihm. Er hatte das Unmögliche geschafft, hatte den Großsturm überlebt – allerdings verwundet und an die Wand gefesselt. Sicherlich würde er wieder ein Wunder vollbringen, diesmal für sie. Es waren gute Männer, aber sie dachten wie Fußsoldaten. Die Offiziere und die Hellaugen machten sich über den langfristigen Verlauf Gedanken, doch die Männer hatten hier und jetzt etwas zu essen und waren glücklich. Das reichte ihnen.

Aber Kaladin reichte es nicht.

Er sah sich dem Mann gegenüber, den er hinter sich gelassen hatte. Dem Mann, den er in der Nacht verlassen hatte, als er sich entschieden hatte, nicht in der Kluft zu sterben. Es war ein Mann mit gequältem Blick – ein Mann, der nicht mehr hoffen konnte und sich um nichts mehr kümmerte. Ein lebender Leichnam.

Ich werde sie im Stich lassen, dachte er.

Er durfte es nicht zulassen, dass sie weiterhin an Brückenläufen arbeiteten und dabei starben, einer nach dem anderen. Doch ihm fiel nichts ein, was er dagegen unternehmen konnte. Und deshalb zerriss ihn ihr Lachen.

Einer der Männer – Kärtel – stand auf, hob den Arm und brachte die anderen damit zum Schweigen. Der Himmel war dunkel, und so wurde der Mann nur vom Feuerschein erhellt, auch wenn einige Sterne hoch droben funkelten. Ein paar

huschten umher; die winzigen Leuchtpunkte jagten einander und flogen wie ferne, glühende Insekten herum. Es mussten Sternensprengsel sein. Sie waren selten.

Kärtel war ein Mann mit plattem Gesicht, buschigem Bart und dichten Augenbrauen. Kärtel nannten ihn alle wegen eines Muttermals auf seiner Brust, das seiner Meinung nach eine genaue Karte von Alethkar abbildete. Aber Kaladin hatte keine Übereinstimmungen feststellen können.

Kärtel räusperte sich. »Das ist eine gute Nacht, eine besondere Nacht. Wir haben unseren Anführer zurück.«

Einige Männer klatschten. Kaladin versuchte zu verbergen, wie elend ihm zumute war.

»Gleich kriegen wir was Gutes zu essen«, fuhr Kärtel fort und sah Fels an. »Wir bekommen es doch, oder?«

»Kommt gleich«, sagte Fels und rührte noch einmal um.

»Bist du sicher? Wir könnten unterdessen noch einen Brückenlauf machen. Dann hast du etwas Zeit, so vier oder fünf Stunden ...«

Fels schenkte ihm einen grimmigen Blick. Die Männer lachten, und einige hämmerten wieder mit ihren Löffeln gegen die Schüsseln. Kärtel kicherte und griff dann hinter den Stein, auf dem er gesessen hatte. Er zog ein mit Papier umwickeltes Päckchen hervor und warf es Fels zu.

Der Hornesser war so überrascht, dass er es kaum auffangen konnte. Beinahe wäre es in den Eintopf gefallen.

»Von uns allen«, sagte Kärtel ein wenig unbeholfen, »weil du uns jede Nacht Eintopf kochst. Glaub nicht, dass wir nicht bemerkt hätten, wie hart du daran arbeitest. Wir entspannen uns, während du kochst. Und du bedienst immer erst alle anderen. Deswegen haben wir dir das da als Dankeschön gekauft.« Er wischte sich die Nase am Ärmel, was den Augenblick ein wenig verdarb, und setzte sich wieder. Einige Brückenmänner klopfen ihm auf den Rücken und beglückwünschten ihn zu seiner Rede.

Fels wickelte das Päckchen aus und starrte den Inhalt lange an. Kaladin beugte sich vor und versuchte herauszufinden, um was es sich handelte. Fels griff hinein und hielt den Gegenstand hoch. Es war ein gerades Rasiermesser aus silbrig glitzerndem Stahl; ein Holzfutteral bedeckte die scharfe Schneide. Fels nahm es ab und betrachtete die Klinge. »Ihr luftkranken Narren«, sagte er leise. »Wunderschön.«

»Da drin ist auch noch ein Stück polierter Stahl«, sagte Peet. »Als Spiegel. Und etwas Rasierschaum und ein Lederriemen zum Schärfen.«

Verblüffenderweise wurden Fels' Augen feucht. Er wandte sich von dem Topf ab und hielt seine Geschenke im Arm. »Eintopf ist fertig«, sagte er und rannte in die Baracke.

Die Männer saßen still da. »Sturmwater«, sagte schließlich der junge Dunni, »meint ihr, wir haben das Richtige getan? So wie er sich beschwert hat ...«

»Ich glaube, es war gut so«, antwortete Teft. »Der große Bengel muss sich erst einmal von dem Schock erholen.«

»Entschuldigung, dass wir nichts für dich haben«, sagte Kärtel zu Kaladin. »Wir wussten ja nicht, dass du schon wieder bei Bewusstsein bist, und ...«

»Das ist in Ordnung«, sagte Kaladin.

»Teilt jetzt jemand den Eintopf aus, oder sitzen wir weiter hungrig um ihn herum, bis er verbrennt?«, fragte Narb.

Dunni sprang auf und packte die Schöpfkelle. Die Männer versammelten sich um den Topf und stießen einander an, während Dunni sie bediente. Ohne Fels, der sie für gewöhnlich anfuhr und im Zaum hielt, war es ein ziemliches Gedrängel. Nur Sigzil beteiligte sich nicht daran. Der stille, dunkelhäutige Mann saß etwas abseits, und die Flammen spiegelten sich in seinen Augen.

Kaladin stand auf. Er hatte Angst – furchtbare Angst –, er könnte wieder zu jenem elenden Mann werden, der er einmal gewesen war. Der sich um nichts mehr gekümmert hatte, weil

er keinen Sinn darin sah. So suchte er nach einem Gesprächspartner und ging zu Sigzil hinüber. Seine Bewegungen überraschten Syl, die auf seine Schulter flog. Sie befand sich noch immer in Gestalt einer flackernden Flamme, und es war deshalb noch unangenehmer, sie auf der Schulter sitzen zu haben. Er sagte nichts. Wenn sie wüsste, dass es ihn störte, würde sie es vermutlich noch öfter tun. Schließlich war sie ein Windsprengsel.

Kaladin setzte sich neben Sigzil. »Nicht hungrig?«

»Sie brauchen es dringender als ich«, antwortete Sigzil. »Wenn man nach den vergangenen Abenden urteilen kann, bleibt noch genug für mich übrig, nachdem sie sich die Bäuche gefüllt haben.«

Kaladin nickte. »Ich stimme deinen Ansichten zu, die du heute auf dem Plateau geäußert hast.«

»Manchmal sehe ich die Dinge ziemlich klar.«

»Du bist sehr gebildet. Du redest so und handelst auch so.«

Sigzil zögerte. »Ja«, sagte er schließlich. »Bei meinem Volk ist es keine Sünde, wenn ein Mann einen scharfen Verstand hat.«

»Bei den Alethi ist es ebenfalls keine Sünde.«

»Meiner Erfahrung nach interessiert ihr euch nur für den Krieg und die Kunst des Tötens.«

»Und was hast du außer der Armee von uns gesehen?«

»Nicht viel«, gab Sigzil zu.

»Ein gebildeter Mann also«, meinte Kaladin nachdenklich. »In einer Brückenmannschaft.«

»Meine Ausbildung wurde nie vollendet.«

»Meine ebenfalls nicht.«

Sigzil sah ihn neugierig an.

»Ich wollte Medizin studieren«, sagte Kaladin.

Sigzil nickte; das dichte dunkle Haar fiel ihm bis auf die Schultern. Er war einer der wenigen Brückenmänner, die sich die Mühe machten, sich zu rasieren. Doch nun, da Fels ein Rasiermesser besaß, würde sich das vielleicht ändern. »Ein

Arzt«, sagte er. »Ich kann nicht behaupten, dass mich das überrascht, wenn man bedenkt, wie du dich um die Verwundeten kümmerst. Die Männer sagen, dass du in Wirklichkeit ein Hellauge bist, und zwar von sehr hohem Rang.«

»Was?«, fragte Kaladin. »Aber meine Augen sind dunkelbraun!«

»Verzeihung«, sagte Sigzil. »Ich habe nicht das richtige Wort gefunden – ihr habt in eurer Sprache wohl auch nicht das richtige Wort dafür. Für euch ist ein Hellauge dasselbe wie ein Anführer. Aber in anderen Königreichen machen andere Dinge einen Mann zu einem ... verflucht sei diese Alethi-Sprache. Zu einem Mann von hoher Geburt, meine ich. Zu einem Hellherrscher, nur ohne die passenden Augen. Wie dem auch sei, die Männer glauben, dass du außerhalb von Alethkar aufgewachsen sein musst. Und ein Anführer warst.«

Sigzil warf den anderen einen raschen Blick zu. Sie setzten sich allmählich und machten sich eifrig über ihren Eintopf her. »Das liegt daran, dass du auf so natürliche Weise befiehlst und die anderen dazu bringst, dass sie dir zuhören. Das wird im Allgemeinen mit den Hellaugen in Verbindung gebracht. Und so haben die Männer eine Vergangenheit für dich erfunden. Es wird dir schwerfallen, sie jetzt wieder davon abzubringen.« Sigzil sah ihn an. »Vorausgesetzt, dass es wirklich eine Erfindung ist. Ich war an dem Tag in der Kluft dabei, als du diesen Speer herumgewirbelt hast.«

»Es war doch bloß ein Speer«, wandte Kaladin ein. »Die Waffe eines dunkeläugigen Soldaten und nicht etwa ein Hellaugen-Schwert.«

»Für viele Brückenmänner ist dieser Unterschied kaum vorhanden. Alle anderen stehen so weit über uns.«

»Und was ist deine eigene Geschichte?«

Sigzil grinste. »Ich habe mich schon gefragt, ob sie dich wirklich interessiert. Die anderen haben erwähnt, dass du alles über ihre Herkunft wissen wolltest.«

»Ich möchte die Männer kennen, deren Anführer ich bin.«
»Auch wenn einige von uns Mörder sind?«, fragte Sigzil leise.

»Dann bin ich ja in guter Gesellschaft«, antwortete Kaladin.
»Wenn du ein Hellauge getötet hast, spendiere ich dir einen Trunk.«

»Kein Hellauge«, sagte Sigzil. »Und er ist auch nicht tot.«

»Dann bist du ja gar kein Mörder«, wandte Kaladin ein.

»Ich habe es aber versucht.« Sigzil blickte in die Ferne. »Ich hatte geglaubt, Erfolg gehabt zu haben. Es war nicht gerade eine kluge Wahl. Mein Meister ...« Er verstummte.

»Hast du versucht, ihn umzubringen?«

»Nein.«

Kaladin wartete, doch er erhielt keine weiteren Hinweise. *Ein Gelehrter*, dachte er. *Oder zumindest ein Mann des Wissens. Es muss doch eine Möglichkeit geben, seine Fähigkeiten einzusetzen.*

Finde einen Weg aus dieser Todesfalle heraus, Kaladin. Gebräuche dazu all das, worüber du verfügst. Es muss einen Weg geben.

»Du hattest recht, was die Brückenmänner angeht«, sagte Sigzil. »Wir werden absichtlich in den Tod geschickt. Das ist die einzig vernünftige Erklärung. Es gibt auf der Welt einen bestimmten Ort. Marabethia. Hast du schon einmal von ihm gehört?«

»Nein«, sagte Kaladin.

»Er liegt im Norden am Meer, und zwar im Lande Selay. Die Menschen dort sind für ihr leidenschaftliches Debattieren berühmt. An jeder Kreuzung in der Stadt haben sie kleine Säulen errichtet, auf denen jeweils ein Mensch stehen und seine Thesen verkünden kann. Es heißt, dass jeder in Marabethia eine überreife Frucht in einem Beutel bei sich trägt, falls er an einem Redner vorbeikommt, mit dessen Meinung er nicht übereinstimmt.«

Kaladin runzelte die Stirn. Seit er zusammen mit Sigzil als Brückenmann tätig war, hatte er noch nie einen solchen Wortschwall von ihm gehört.

»Das, was du vorhin auf dem Plateau gesagt hast«, fuhr Sigzil fort und richtete den Blick starr geradeaus, »hat mich an die Marabethianer erinnert. Sie haben eine seltsame Art, mit verurteilten Verbrechern umzugehen. Sie hängen sie von einer Klippe in der Nähe der Stadt, sodass sie bei Flut knapp über dem Meer schweben, und schneiden ihnen die Wangen auf. In den Tiefen lebt eine bestimmte Art von Großschalentier, das für seinen wunderbaren Geschmack bekannt ist. Und natürlich haben diese Tiere auch Edelsteinherzen. Sie sind nicht annähernd so groß wie die Kluffteufel, aber auch nicht gerade klein. So werden die Verbrecher zu Ködern. Ein Verurteilter darf um sofortige Hinrichtung bitten, aber wenn man eine Woche von der Klippe hängt und nicht gefressen wurde, ist man frei.«

»Passiert das oft?«, wollte Kaladin wissen.

Sigzil schüttelte den Kopf. »Nie. Aber trotzdem versuchen es die Gefangenen fast immer. Die Marabethianer haben ein Sprichwort für jemanden, der sich weigert, die Wahrheit einer bestimmten Sache einzusehen: *Du hast Augen aus Rot und Blau*. Rot für das tropfende Blut und Blau für das Wasser. Es heißt, dass die Gefangenen nur diese beiden Farben wahrnehmen. Normalerweise werden sie innerhalb eines Tages angegriffen. Dennoch wollen die meisten ihr Glück auf die Probe stellen. Aber ihre Hoffnung entpuppt sich am Ende immer als falsch.«

Augen aus Rot und Blau, dachte Kaladin und stellte sich das furchtbare Bild vor.

»Du leistest gute Arbeit«, sagte Sigzil, stand auf und ergriff seine Schüssel. »Zu Anfang habe ich dich gehasst, weil du die Männer belogen hast. Aber inzwischen habe ich begriffen. Falsche Hoffnungen machen sie glücklich. Du gibst ihnen

Medizin – wie einem Todkranken, damit er nicht mehr leidet, bevor er stirbt. Diese Männer können jetzt ihre letzten Tage mit Lachen verbringen. Du bist wirklich ein Heiler, Kaladin der Sturmgesegnete.«

Kaladin wollte noch etwas einwenden und sagen, dass es keine falsche Hoffnung war, aber er konnte es nicht. Er wusste zu viel.

Einen Augenblick später stürmte Fels aus der Baracke. »Jetzt fühle ich mich wieder wie ein richtiger Alil'tiki'i!«, verkündete er und hielt das Rasiermesser hoch. »Meine Freunde, ihr könnt gar nicht wissen, was ihr getan habt! Eines Tages werde ich euch mit in die Berge nehmen und euch die Gastfreundschaft von Königen vorführen!«

Trotz all seiner Beschwerden hatte er sich den Bart nicht vollständig abgenommen. Er hatte lange, rotblonde Koteletten stehen lassen, die sich bis zum Kinn bogen. Das Kinn selbst hatte er genauso sauber rasiert wie die Haut um die Lippen herum. Es stand dem großen Mann mit dem ovalen Gesicht sehr gut.

»Ha!«, sagte Fels und schritt zum Feuer. Er packte die erbesten beiden Männer und drückte sie gleichzeitig an sich. Dabei hätte Bisig beinahe seinen Eintopf ausgespuckt. »Dafür mache ich euch alle zu meiner Familie. Die Humaka'aban ist der ganze Stolz des Bergbewohners! Jetzt fühle ich mich endlich wieder wie ein richtiger Mann. Hier. Diese Klinge gehört nicht nur mir allein, sondern uns allen. Jeder, der sie gebrauchen will, soll das ruhig tun. Es ist eine große Ehre für mich, sie mit euch zu teilen.«

Die Männer lachten, und einige nahmen sein Angebot an. Kaladin gehörte jedoch nicht zu ihnen. Es ... es war ihm einfach gleich. Er ergriff die Schüssel mit Eintopf, die Dunni ihm brachte, aber er aß nicht davon. Sigzil setzte sich nicht neben ihn, sondern zog sich lieber zur anderen Seite des Lagerfeuers zurück.

Augen aus Rot und Blau, dachte Kaladin. *Ich weiß nicht, ob das auf uns passt.* Für ihn bedeutete es, dass die Brückemannschaft wenigstens eine schwache Aussicht auf ein Überleben hatte. Doch in dieser Nacht fiel es Kaladin schwer, sich das einzureden.

Er war nie ein Optimist gewesen. Er betrachtete die Welt so, wie sie war, oder er versuchte es wenigstens. Doch das war schwierig, wenn die Wahrheit, die er zu sehen bekam, so schrecklich war.

O Sturmwater, dachte er und spürte das zerschmetternde Gewicht der Verzweiflung, während er auf seine Schüssel herunterblickte. *Ich werde wieder zu dem Mann, der ich früher einmal war. Ich verliere mich.*

Er konnte ja nicht die Hoffnungen aller Brückenmänner auf seinen Schultern tragen.

Er war einfach nicht stark genug dafür.

Kaladin stand keuchend in der Tür. Laral schrie noch immer. Sie hielt sich am Türrahmen fest, während einige von Roschones Leibwächtern sie wegzuzerren versuchten. Sie jammerte fürchterlich. »Tut doch etwas! Arbeitet schneller! ... Er kann nicht! Er war da, wo es passiert ist. Es ist mir ganz egal ... und lasst mich gehen!« Die wirren Worte wurden zu Schreien. Schließlich gelang es den Wächtern, sie zu entfernen.

»Kaladin!«, rief sein Vater. »Kaladin, ich brauche dich!«

Kaladin löste sich aus seiner Erstarrung, betrat das Zimmer, wusch sich die Hände und holte Verbände aus dem Schrank, wobei er durch das Blut stapfte. Er sah Rillirs Gesicht. Der größte Teil der Haut auf der rechten Seite war abgeschält. Das Augenlid war verschwunden, das blaue Auge ebenso aufgeplatzt wie die Haut einer Weintraube beim Pressen.

Kaladin eilte mit den Verbänden zu seinem Vater. Einen Augenblick später erschien seine Mutter in der Tür; Tien war hinter ihr. Sie hob die Hand vor den Mund und zerrte Tien fort. Er taumelte dahin und wirkte benommen. Kurz darauf kehrte sie ohne ihn zurück.

»Wasser, Kaladin!«, rief Lirin. »Hesina, hol mehr. Schnell!«

Seine Mutter beeilte sich. In letzter Zeit half sie nur noch selten bei Operationen. Ihre Hände zitterten, als sie einen der Kübel ergriff und nach draußen rannte. Kaladin packte den anderen Eimer, der voll war, und brachte ihn zu seinem Vater, während Lirin den Knochen aus dem Bauch des jungen Hellauges zog. Rillirs verbliebenes Auge zuckte, und sein Kopf bebte.

»Was *ist* das?«, fragte Kaladin, als er den Verband auf die Wunde presste und sein Vater den seltsamen Gegenstand beiseite warf.

»Der Stoßzahn eines Weißdorns«, erklärte sein Vater. »Wasser.«

Kaladin nahm einen Schwamm, tauchte ihn in den Kübel und träufelte Wasser in Rillirs Bauchwunde. Es wusch das Blut ab und erlaubte Lirin einen Blick auf den angerichteten Schaden. Dann fuhr er mit den Fingern darüber, während Ka-

ladin Nadel und Faden bereitlegte. Das Bein war schon geschient. Die Amputation sollte später folgen.

Lirin zögerte noch. Seine Finger steckten in dem klaffenden Loch in Rillirs Bauch. Kaladin säuberte die Wunde erneut. Besorgt sah er seinen Vater an.

Lirin zog die Finger heraus und ging zu Hellherr Roschone hinüber. »Bandagen, Kaladin«, sagte er knapp.

Kaladin eilte herbei und warf einen Blick über die Schulter auf Rillir. Der einst so schöne helläugige Junge zitterte unkontrolliert. »Vater ...«

»Bandagen!«, wiederholte Lirin.

»Was machst du da, Arzt?«, brüllte Roschone. »Was ist mit meinem Sohn?« Schmerzsprensel krochen auf dem Tisch um ihn herum.

»Euer Sohn ist tot«, sagte Lirin und riss den Stoßzahn aus Roschones Bein.

Das Hellauge schrie vor Schmerzen auf, aber Kaladin wusste nicht, ob sie von dem Stoßzahn in seinem Bein oder von der Trauer um seinen Sohn herrührten. Roschone biss die Zähne zusammen, als Lirin ihm die Bandage gegen das Bein presste. Lirin tauchte die Hände in den Wassereimer und wischte sie sofort mit Knopfkraut ab, damit die Fäulnissprensel vertrieben wurden.

»Mein Sohn ist *nicht tot*«, knurrte Roschone. »Ich kann doch sehen, wie er sich bewegt! Kümmere dich gefälligst um ihn, Arzt!«

»Kaladin, hol das Betäubungswasser«, befahl Lirin.

Kaladin erstarrte. Das Betäubungswasser? Es war so kostbar, dass ...

»Tu es, Sohn!«, sagte Lirin und nahm seine Nadel auf.

Kaladin eilte in den hinteren Teil des Zimmers, wobei das Blut unter seinen Schritten aufspritzte, und riss eine Schranktür auf. Er nahm eine kleine Flasche mit einer klaren Flüssigkeit heraus.

»Was tust du da?«, brüllte Roschone und versuchte sich aufzurichten. »Kümmere dich um meinen Sohn! Allmächtiger im Himmel, sieh ihn dir doch bloß an!«

Kaladin wandte sich widerstrebend um, während er das Betäubungswasser auf eine Bandage kippte. Rillir zuckte noch heftiger.

»Ich arbeite nach drei Grundsätzen, Roschone«, sagte Lirin und drückte das Hellauge wieder auf den Tisch. »Diese Grundsätze befolgt jeder Arzt, wenn er zwischen zwei Patienten wählen muss. Wenn die Verletzungen ähnlich sind, behandelt er zuerst den jüngeren.«

»Dann geh zu meinem Sohn!«

»Wenn die Wunden nicht gleichermaßen bedrohlich sind«, fuhr Lirin fort, »dann behandelt er zuerst den am schlimmsten Verwundeten.«

»Wie ich dir *gesagt* habe!«

»Aber der dritte Grundsatz setzt die beiden vorangegangenen außer Kraft, Roschone«, sagte Lirin und beugte sich zu ihm hinter. »Ein Arzt weiß, wenn jemandem nicht mehr geholfen werden kann. Es tut mir leid, Roschone. Ich würde ihn retten, wenn ich könnte, das versichere ich Euch. Aber ich kann es nicht.«

»Nein!«, schrie Roschone und versuchte sich wieder aufzurichten.

»Kaladin! Schnell!«, rief Lirin.

Kaladin schoss herbei. Er drückte die Bandage mit dem Betäubungswasser gegen Roschones Kinn und Mund, knapp unterhalb der Nase, und zwang den Mann, die Dämpfe einzuatmen. Kaladin hielt die Luft an, wie er es gelernt hatte.

Roschone schrie und brüllte, doch die beiden drückten ihn gegen den Tisch, und er war vom Blutverlust ganz schwach geworden. Bald wurden seine Rufe leiser. Nach wenigen Sekunden redete er wirr und grinste blöde. Lirin wandte sich wieder der Beinwunde zu, während Kaladin die getränkte Bandage wegwerfen wollte.

»Nein. Gib sie Rillir.« Lirin schaute nicht von seiner Arbeit auf. »Das ist die einzige Gnade, die wir ihm noch erweisen können.«

Kaladin nickte und legte den Verband mit Betäubungswasser auf Rillirs Gesicht. Der Junge atmete nun weniger heftig, schien aber nicht ausreichend bei Bewusstsein zu sein, um die Auswirkungen zu bemerken. Danach warf Kaladin die Bandage ins Feuer. Hitze nahm dem Betäubungsmittel die Wirksamkeit. Die weiße, flauschige Bandage kräuselte sich im Feuer und wurde braun. Rauch erhob sich aus ihr, während sie an den Rändern in Feuer aufging.

Kaladin kehrte mit dem Schwamm zurück und wusch Roschones Wunde aus, während Lirin an ihr arbeitete. Einige Splitter des Stoßzahns befanden sich noch in ihr, und Lirin holte seine Zange und das scharfe Messer hervor.

»Die Verdammnis kann sie meinetwegen alle zu sich nehmen«, sagte er, als er den ersten Splitter herauszog. Hinter ihm wurde Rillir still. »Reicht es ihnen nicht, dass sie die Hälfte von uns in ihren Krieg schicken? Müssen sie auch dann noch hinter dem Tod herlaufen, wenn sie in einem stillen Dorf wohnen? Roschone hätte niemals nach diesem sturmverdammten Weißdorn suchen dürfen.«

»Es hat ihn *gesucht*?«

»Sie sind auf die Jagd danach gegangen«, spuckte Lirin aus. »Wistiow und ich haben früher über Hellaugen wie diese hier gespottet. Wenn man keine Menschen umbringen kann, dann bringt man halt Tiere um. Na ja, Roschone, das hast du nun davon.«

»Vater«, flüsterte Kaladin. »Er wird nicht gerade zufrieden mit dir sein, wenn er aufwacht.« Der Hellherr summte nun leise, lag auf dem Rücken und hatte die Augen geschlossen.

Lirin erwiderte nichts darauf. Er entfernte einen weiteren Stoßzahnsplitter, und Kaladin wusch die Wunde aus. Sein Vater drückte mit den Fingern gegen den Rand der großen Wunde und betrachtete sie.

Es steckte noch ein weiterer Splitter aus einem Muskel in der Wunde. Knapp daneben pumpte die Oberschenkelarterie, die größte im Bein. Lirin senkte sein Messer hinein und schnitt den Splitter vorsichtig heraus. Dann hielt er kurz inne, und die Spitze seines Messers war nur eine Haaresbreite von der Arterie entfernt.

Wenn sie durchgeschnitten wird ..., dachte Kaladin. Roschone würde innerhalb weniger Minuten verbluten. Er lebte nur noch, weil der Stoßzahn die Arterie äußerst knapp verfehlt hatte.

Lirins sonst so ruhige Hand zitterte. Dann schaute er zu Kaladin auf – und zog das Messer zurück, ohne die Arterie zu berühren, nahm die Zange zur Hand und zog den Splitter heraus. Er warf ihn beiseite und griff gelassen nach Nadel und Faden.

Hinter ihnen hatte Rillir aufgehört zu atmen.



An jenem Abend saß Kaladin auf der Treppe seines Hauses und hatte die Hände in den Schoß gelegt.

Roschone war zu seinen Besitzungen zurückgekehrt, wo er von seinen persönlichen Dienern umsorgt wurde. Der Leichnam seines Sohnes lag in der kühlen Krypta unter dem Haus, und ein Diener war mit der Bitte um einen Seelengießer für die Leiche losgeschickt worden.

Die Sonne stand rot am Horizont. Wie Blut. Wohin Kaladin auch sah, alles erschien ihm rot.

Die Tür zum Operationszimmer wurde geschlossen, und sein Vater, der so erschöpft aussah, wie Kaladin sich fühlte, taumelte heraus. Er setzte sich neben Kaladin, seufzte und blickte in die Sonne. Sah sie in seinen Augen auch wie Blut aus?

Sie sagten nichts. Langsam sank die Sonne vor ihnen. Warum war sie immer am farbenprächtigsten, kurz bevor sie sich für die Nacht zurückzog? Bedauerte sie es, hinter den Horizont

gezwungen zu werden? Oder war sie nur eine Schauspielerin, die eine letzte Vorstellung vor dem Rückzug gab?

Warum war der farbenprächtigste Teil des menschlichen Körpers – das kräftige Blut – unter der Haut verborgen und wurde nie offenbar, außer wenn etwas schiefgelaufen war?

Nein, dachte Kaladin. *Das Blut ist nicht der farbenprächtigste Teil des Körpers. Die Augen können auch sehr starke Farben haben.* Das Blut und die Augen. Beide waren Zeichen der Abstammung – hoch oder niedrig.

»Ich habe heute in einen Menschen hineingesehen«, sagte Kaladin schließlich.

»Nicht zum ersten Mal«, entgegnete Lirin, »und bestimmt nicht zum letzten Mal. Ich bin stolz auf dich. Ich hatte erwartet, dass du hier sitzt und weinst, wie du es für gewöhnlich tust, wenn wir einen Patienten verloren haben. Aber du lernst.«

»Als ich gesagt habe, dass ich in einen Menschen hineingesehen habe, da habe ich nicht die Wunden gemeint«, sagte Kaladin.

Es dauerte eine ganze Weile, bis Lirin erwiderte: »Ich verstehe.«

»Du hättest ihn sterben lassen, wenn ich nicht da gewesen wäre, oder?«

Schweigen.

»Warum hast du es nicht getan?«, fragte Kaladin. »Es hätte so vieles einfacher gemacht!«

»Er wäre nicht von allein gestorben. Ich hätte ihn ermorden müssen.«

»Du hättest ihn verbluten lassen und danach behaupten können, dass du nicht mehr in der Lage warst, etwas für ihn zu tun.«

»Nein«, sagte Lirin und starrte in die Sonne. »Nein, das hätte ich nicht tun können.«

»Warum nicht?«

»Weil ich kein Mörder bin.«

